

Bavar.

1268

Bavar

1268

<36607877430016

<36607877430016

Bayer. Staatsbibliothek

Biographie

FRANZ VON BAADER'S.

Herausgegeben

von

Dr. Franz Hoffmann,

ordentl. öffentl. Professor der Philosophie an der Hochschule zu Würzburg.

Leipzig.

Verlag von Herrmann Bethmann.

1857.

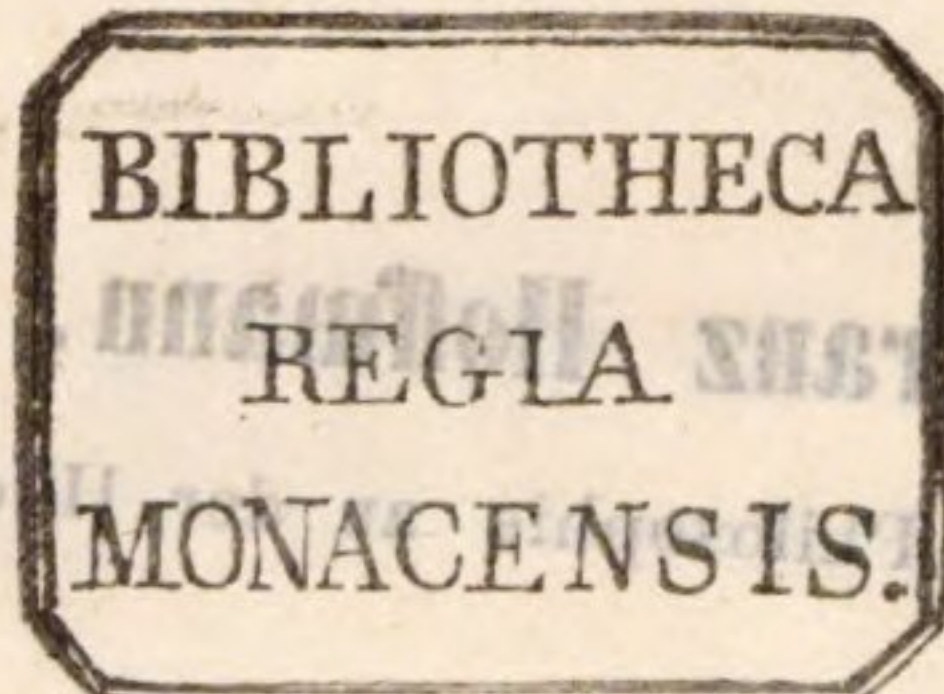
145 = 1/3g.

Biographie

FRANZ VON BAADER'S

Herausgegeben

von



Dr. Franz Baader, ordentl. öffentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Würzburg.

Leipzig.

Verlag von Hermann Bohn

1857.

Der Stammbaum unseres Philosophen lässt sich nicht weiter als bis zum Urgrossvater zurückführen. Von diesem, der den Namen Joseph führte, wissen wir, dass er zu Straubing als churfürstlich-baierischer Salz- und Mauth-Gegenschreiber lebte *). Verheirathet mit einer Baronin von Schwenk, deren Vatersbruder General in baierischen Diensten war, scheint er in guten Lebensverhältnissen gewesen zu sein. Aus dieser Ehe ging ein Sohn hervor Namens Joseph (wie es scheint als einziger Sprosse), der als Fürstbischöflich-Regensburgischer Hof- und Kammerrath und Syndikus des Domcapitels zu Regensburg im Jahre 1738 starb **). Hofrath und Syndikus Joseph Baader hatte sich mit der Wittwe des churf. Bräuerwalters Koppmann in Cham vermält (welche nach seinem Tode sich in dritter Ehe mit dem churfürstl. Regierungsadvocaten Michael Tenzel in Straubing verheirathete) und hinterliess, ausser einer in der Kindheit verstorbenen Tochter, drei Söhne. Der eine, Franz Xaver, trat in den Jesuitenorden und starb nach der Aufhebung desselben im 32ten Lebensjahre am 26. November 1767 zu Rottweil an einem hitzigen Fieber. Der zweite Sohn, Franz Seraph, wurde churfürstlicher Mauth-Rechnungscommissär zu München, verehelichte sich mit Francisca Lachner, und starb den 14. September 1826 an Entkräftung in einem Alter von beinahe zwei und neunzig Jahren ***). Der dritte Sohn, Joseph Franz von

*) Das gelehrte Baiern etc. von Dr. Clemens Aloys Baader, Nürnberg und Sulzbach, Seidel 1804, I, 49—50.

**) Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands in Briefen von Cl. A. Baader. Augsburg, Lotter, 1795, II, 399.

***). Sein Neffe, Clemens Aloys Baader, sagt von ihm in seinem mir vorliegenden ungedruckten aber druckwürdigen Tagebuch aus den Jahren 1826—1829: „Er war ein sehr guter Mann. Er machte immer Pläne und Projecte für sich und Andere, baute viele Luftschlösser und nahm mit Enthusiasmus Antheil an den Weltbegebenheiten. Er schrieb immer für sich und hinterliess einige hundert Bogen Manuscripte, mit einer in

Paula, war der Vater unseres Philosophen. Geboren zu Regensburg am 15. September 1733 machte er seine ersten Studien an den niedern Schulen zu Regensburg und Straubing, verlor seinen Vater schon im fünften Lebensjahre durch den Tod und durch die natürlichen Blattern für immer sein rechtes Auge. Nachdem er die unteren Schulen absolvirt hatte, widmete er sich im Jahre 1752 dem Studium der Theologie, das er aber schon nach einem Jahre mit dem der Arzneiwissenschaft vertauschte. Bereits im Jahre 1753 vertheidigte er zu Regensburg öffentlich, sine praeside, theses ex universa philosophia, begab sich sodann noch in demselben Jahre nach Prag und nach zweijährigem Studium der Medicin an dieser berühmten Hochschule nach Ingolstadt, wo er sich einen gleichen Zeitraum hindurch demselben Studium widmete, und im Jahre 1758 in öffentlicher Promotion sich das Doctorat der Medicin erwarb. Bei dieser Gelegenheit liess er eine kleine Abhandlung erscheinen unter dem Titel: *Dissertatio de natura corporis humani viventis*, 4. Ingolstadt, 1757. Nachdem er noch im Jahre 1758 zu München seine Proberelation abgelegt hatte, wurde er als Stadt- und Landschafts-Practicus nach Amberg geschickt, von wo er aber schon zu Ende 1759 als Titularhofmedicus des Herzogs Clemens nach München kam.

Am 6. Januar 1759 hatte sich Franz Joseph Baader mit Maria Elisabeth Kreitmayer aus Ingolstadt vermält, und wurde von ihr am 26. Januar 1760 mit einer Tochter, Maria Theresia Aloysia, beschenkt. Allein schon am 4. Februar raffte ein Kindbettfieber seine Gattin dahin. Die Tochter Therese kam für mehrere Jahre nach Ingolstadt zur Grossmutter, besuchte dann, in das väterliche Haus zurückgekehrt, zu München die Elementarschulen im englischen Institutshause, erlernte im Herzogspital die Apothekerkunst, wurde im Jahre 1780 in das englische Fräulein-institut aufgenommen, stand acht Jahre lang der öffentlichen Stadt-apotheke im Hause vor, und widmete sich dann dem Unterrichte in der öffentlichen Mädchenschule ihres Instituts. Im October 1797 kam sie als Obermeisterin und Schulpräfectin in die englische Institutsgemeinde nach Altötting und mit dieser im Jahre 1809 nach Burghausen, wo sie am 5. October 1814 zur Oberin

das kleinste Detail gehenden Selbstbiographie, mit Nachrichten von Anverwandten, mit politischen und ökonomischen Betrachtungen.“

des Instituts gewählt wurde. Im Mai 1816 kam sie als Oberin mit ihrer geistlichen Gemeinde wieder nach Altötting und starb daselbst in hohen Ehren im 75. Lebensjahre am 7. Juni 1834.

Der Titular-Hofmedicus des Herzogs Clemens, Franz Joseph Baader, vermälte sich am 23. Mai 1761 zum zweitenmale und zwar mit Maria Dorothea Rosalia von Schöpff, der Tochter des Churfürstlich-Kölnischen Truchsess' und Hofmalers Johann Adam von Schöpff aus Straubing. Rosalia von Schöpff wurde am 25. October 1742 zu Prag geboren, wohin ihr Vater zur Ausübung seiner Kunst als Oel- und Frescomaler gezogen war und wo er sich das Bürgerrecht erworben hatte. Von da war sie als Kind mit ihren Eltern nach Bonn gekommen und hatte dort ihre Jugendjahre verlebt, bis sie, mit ihren Eltern nach Baiern zurückgekehrt, in ihrem neunzehnten Lebensjahre zu München die Gattin des Titularhofmedicus Franz Joseph Baader wurde. Sie gebar ihrem Gemal binnen neunzehn Jahren und sieben Monaten (zwischen dem 8. April 1762 und 20. November 1781) dreizehn Kinder, und zwar zehn Söhne, die ersten neun nacheinander, und drei Töchter. Im Jahre 1768 wurde Franz Joseph Baader des Herzogs Clemens erster Leibarzt, im November 1762 bei Errichtung des Medicinalcollegiums churfürstlicher Medicinalrath, im Jahre 1775 dritter Leibmedicus des Churfürsten Maximilian Joseph des III. und am 1. December 1786 Garnisonsmedicus. Er starb indess, früher als seine Constitution erwarten liess, bereits im 62. Jahre seines Alters am 16. Februar 1794 an einem Faulfieber, welches sich im Militärspital durch Ansteckung auf ihn übertragen hatte.

Clemens Aloys Baader, der älteste Sohn des churfürstlichen Leibarztes Franz Joseph Baader, schliesst die kurze Biographie seines Vaters mit den Worten: »Er war ein ungemein thätiger Mann, ein gelehrter praktischer Arzt, seiner vortrefflichen medicinischen Praxis wegen sehr berühmt, und seines menschenfreundlichen Charakters wegen allgemein beliebt.« Als Schriftsteller war er nur noch in einigen kleineren praktisch-medicinischen Schriften aufgetreten, die er auch ins Französische, eine davon im Auszuge ins Italienische, übersetzte und herausgab *).

In einem Nachrufe (in dem Maschenbaurischen Intelligenz- und Zeitungsblatt, 1794, Nr. 45) wurde des Hingeschiedenen

*) Das gelehrte Baiern etc. von Cl. Al. Baader. I, 49—51.

als eines Mannes gedacht, der wegen seiner Erfindungen einfacherer Arzneimittel, seiner Verbindungen mit vielen auswärtigen Gelehrten und seiner grossen Praxis im In- und Auslande sehr berühmt, allgemein geschätzt, und seines edlen Herzens, seiner Menschenfreundlichkeit und Güte wegen allgemein geliebt wurde. Vermögen hinterliess er nicht. Begreiflich genug bei einer so zahlreichen Familie und bei Gehaltsverhältnissen, wie er sie selbst in einem noch vorhandenen Memoire angibt. Nach diesem erhielt er überhaupt erst im Jahre 1765 einen Gehalt, und zwar einen Gehalt von 200 Gulden. Im Jahre 1768 wurde dieser Gehalt mit dem Decret als wirklicher Leibmedicus um 400 Gulden erhöht. Erst als er im Jahre 1786 Garnisonsmedicus wurde mit einem Gehalt von 600 Gulden, scheint sich (es ist nicht ganz klar, ob ihm die Besoldung von 600 Gulden als churfürstlicher Leibarzt geblieben war) seine Gehaltseinnahme auf 1200 Gulden erhoben zu haben.

Die zweiundfünfzigjährige Wittwe zog nun mit ihrer jüngsten, damals 14 Jahre alten Tochter Katharina nach Straubing, kehrte aber bald wieder nach München zurück, bewirkte die Aufnahme der genannten Tochter in das englische Fräuleininstitut und begab sich selbst als Pensionärin in das Institutshaus, wo sie bis zur Aufhebung des Instituts (1809) wohnte. Von da an nahm sie ihre Tochter Katharina, die Elementarlehrerin an der Frauenpfarr-Mädchenschule wurde, ganz zu sich, verlor sie aber nach zehn Jahren (1819) durch den Tod und starb selbst an Altersschwäche am 5. Februar 1829 in ihrem 87. Lebensjahre. Ihre Frömmigkeit war so gross, dass sie noch in hohem Alter täglich zu jeder Jahreszeit die erste Frühmesse in der Frauenkirche besuchte und oft schon so frühe an der Kirchenthüre erschien, dass sie die Oeffnung derselben durch den Küster abwarten musste. Ihren Gemal hatte gleiche Frömmigkeit beseelt. Es ist rührend zu lesen, wie der ausgezeichnete Arzt in einem noch vorhandenen eigenhändig geschriebenen Memoire über seine Familienverhältnisse bei Angabe der Geburt seiner Kinder und bei besonderen Anlässen jedesmal einen frommen Wunsch beifügt.

Nach des Vaters und des ältesten Sohnes Angaben wurden die dreizehn Kinder dieser gesegneten Ehe in folgender Reihenfolge geboren:

1) Clemens Aloys Andreas am 8. April 1762, 2) Joseph Anton Ignaz am 30. September 1763, 3) Benedict Franz Xaver am 27. März (früh um 4 Uhr) 1765, 4) Franz Anton Nepomuk am 14. Februar 1767, 5) Franz von Paula Nicolaus Andreas Seraphin am 5. December 1768, 6) Andreas Johannes Nepomuk Bernhard am 20. August 1770, 7) Aloys Matthias Georg am 24. April 1772, 8) Matthias Johann Baptist am 6. Juni 1773, 9) Johann Baptist Balthasar am 5. Januar 1775, 10) Maria Anna Dorothea Rosalia am 26. Juli 1776, 11) Maria Anna Josepha Theresia am 20. Februar 1779, 12) Stanislaus Michael Franz Borgias am 9. October 1780, 13) Maria Anna Katharina Crescentia am 20. November 1781.

Von diesen dreizehn Kindern starben: Franz Anton Nepomuk am 26. Januar 1770, nahezu drei Jahre alt, Franz von Paula Nik. Andr. Seraphin am 10. November 1771 an den schwarzen Blattern, nahezu drei Jahre alt, Andreas Johann Nep. am 11. November 1771 an derselben Krankheit, ein Jahr und zwölf Wochen alt, Maria Anna Dorothea Rosalia am 16. Juli 1778, M. A. Josepha Theresia am 21. April 1788, über 9 Jahre alt, ein Kind von grosser Schönheit und ungewöhnlichen Talenten, Stanislaus Michael Fr. B. am 22. Dezember 1788, über 8 Jahre alt.

Aloys Matthias Georg studirte zu München und Dillingen, ging im Herbste 1791 zu dem Sohne seines Stiefonkels väterlicher Seite, dem Forstmeister Koppmann, nach Waidhaus in die obere Pfalz, um sich dem Forstwesen zu widmen, wendete sich aber nach einem Jahre dem Militärstande zu. Am 18. September 1792 ging er als Fahnenjunker des 12. churpfalzbaierischen Infanterieregiments nach Mannheim ab, wurde im Militärspital von einem Faulfieber ergriffen und starb daselbst am 22. März 1790, nahezu zweiundzwanzig Jahre alt. Johann B. Balthasar kam im Mai 1790 zu München als Eleve in die damals errichtete churfürstl. Militärakademie und im Spätherbste 1791 nach Mannheim als Fahnenjunker. Wegen immerwährender Kränklichkeit musste er seinen Abschied nehmen und kam am 5. September 1792 in das väterliche Haus nach München zurück. Nach dem am 16. Februar 1794 erfolgten Tode seines Vaters, bei dem er allein von allen Geschwistern gegenwärtig war, verliess er am 21. Juni desselben

Jahres ohne Vorwissen seiner Mutter München und liess sich in Augsburg bei dem österreichischen Werbecommando als Cadét im kais. Infanterieregimente Lattenmann anwerben und musste sogleich mit dem Regiment an den Rhein marschiren. Bei der Escorte eines Feldspitals verwendet wurde er von einem epidemischen Nervenfieber ergriffen und starb, in das Militärspital nach Heidelberg gebracht, nach fünfmonatlicher Krankheit, unter kranken und sterbenden Soldaten verschiedener Mächte, verlassen von Verwandten und Freunden, am 29. Mai 1795 in einem Alter von zwanzig Jahren und vier Monaten.

Maria Anna Katharina Cr., das jüngste der Geschwister, war von Kindheit an schwach, aber rastlos fleissig und thätig. Eine Zeit lang Gehilfin an den Mädchenschulen des englischen Instituts wurde sie nach Aufhebung desselben im Jahre 1809 Elementarlehrerin an der Frauenpfarr-Mädchenschule. Im Mai 1818 hatte sie zwar glücklich eine Brustwassersucht überstanden, ward aber immer schwächer und fiel mit Ende des erwähnten Jahres in eine langwierige und schmerzhaftige Krankheit. An den Folgen einer Lungenschwindsucht und Brustwassersucht bei gänzlicher Abzehrung starb sie zu München in einem Alter von siebenunddreissig Jahren und einigen Monaten am 25. Februar 1819. Ihre Anstrengung und ihr Eifer im Lehramte überstiegen stets ihre körperlichen Kräfte. Noch leben Damen in München, die ihre Schülerinnen waren und die sich ihrer mit wärmster Liebe, Verehrung und Bewunderung dankbar erinnern.

Von den dreizehn Kindern der gesegneten Ehe Franz Joseph Baaders starb also eins im 1. Lebensjahre, eins im 2., zwei starben im 3. bis 4., eins im 9., eins im 10., eins im 20., eins im 23. Lebensjahre; nur fünf überschritten das 30. Lebensjahr und von diesen fünf Geschwistern starb eins im 38., eins im 51. Lebensjahre, indess von den drei ältesten Brüdern der erste volle 76, der zweite 72 und der dritte ebenfalls volle 76 Jahre erreichte. Die vier Söhne, welche nicht schon im Jugendalter hinweggenommen wurden, haben sich alle, jeder in seiner Weise und in verschiedenem Grade, ausgezeichnet.

Clemens Aloys, geboren am 8. April 1762, widmete sich dem geistlichen Stande, promovirte am 12. Januar 1785 zu Ingolstadt als Doctor der Philosophie und Theologie, erhielt am 26.

März desselben Jahres in Freising die Priesterweihe, befand sich vom Herbst 1785 bis Sommer 1787 am erzbischöflichen Vicariat zu Augsburg und an dem erzbischöflichen Consistorium zu Salzburg als Rathsassistent. Am 17. Juli 1787 wurde er zu Freising Canonicus an dem Collegiatstifte zu St. André und am 25. August Freising'scher frequ. geistlicher Rath und noch in demselben Jahre Salzburgischer wirklicher Consistorialrath. Im J. 1797 wurde er der Akademie der Wissenschaften zu München und im J. 1799 der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt Mitglied. Mit Anfang des Jahres 1803 trat auch zu Freising die Säcularisation und damit die Aufhebung aller Stifter und Klöster ein und Cl. A. B. wurde pensionirter Canonicus. Im Januar 1803 wurde er churfürstlicher Schulcommissär zu Freising, am 23. Oct. dess. J. zu München Oberschulcommissär, am 11. September 1804 Oberschulcommissär für die damalige baier. Provinz Schwaben zu Ulm, dann im J. 1806 daselbst Landesdirectionsrath und nach Aufhebung der Landesdirectionen 1808 daselbst Kreisschulrath. Nachdem Ulm an die Krone Württemberg kam, wurde er im Februar 1811 in München functionirender Oberkirchenrath, am 6. Mai 1811 Kreisschulrath zu Salzburg für den damaligen Salzachkreis, am 29. September 1816 zu Eichstädt Kreisschulrath für den damaligen Oberdonaukreis und am 12. März 1817 in München Regierungsrath und Schulrath für den Isarkreis. Am 18. April 1822 erhielt er die von ihm erbetene Quiescirung mit einer Pension von 1360 Gulden. Nachdem am 27. Mai 1824 zu München sein Bruder Matthias, k. Salinen- und Oberbergrath, gestorben war, übernahm Cl. A. B. die Vormundschaft der zwei von diesem zurückgelassenen Töchter, Maria und Francisca, da auch die Mutter schon vor mehreren Jahren gestorben war. Am 13. Juli 1826 zog Cl. A. B. nach Dachau, wohin er auch seine beiden Nichten und Mündel, Maria und Francisca, kommen liess. Nach einem zweijährigen Aufenthalte zu Dachau fand er denn doch, dass die Freuden des Landlebens durch die Schattenseiten desselben mehr als aufgewogen würden und zog wieder nach München zurück, um es nicht mehr zu verlassen. Er starb am 23. März 1838 zu München.

Cl. A. Baader's zahlreiche Schriften, in welchen erbauliche Betrachtungen und Predigten mit Gedichten, Charaden, poetischen Aufsätzen, Briefen über gelehrte und praktische Fragen, Reisebeschreibungen, bibliographische Werke, Biographien und zahl-

reichen Recensionen abwechseln, sind zu ihrer Zeit in und ausser Baiern nicht wenig gelesen worden und haben ihm in ganz Deutschland den Namen eines der gelehrtesten Literatoren Baierns erworben. Eine Geschichte der baierischen Literatur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts würde von der vielseitigen Wirksamkeit dieses unermüdlichen Gelehrten nicht Umgang nehmen dürfen. Bei minderer Tiefe und Originalität als seinen beiden im Alter ihm am nächsten stehenden Brüdern, Joseph und Franz, verliehen war, bewährte er doch viel Verstand und selbst Witz und Geist und offenbarte in allen seinen Schriften grosse Mässigung und liebenswürdige Humanität. Er kämpfte für Aufklärung und Bildung des Volkes im guten Sinne des Wortes, und die Pflege und Kräftigung des Sittlichen im Religiösen wie des Religiösen im Sittlichen lag ihm sehr am Herzen. Biographie und Bibliographie waren seine Lieblingsbeschäftigungen. Nachdem von seinem umfänglich angelegten Werke: Das gelehrte Baiern etc. aus Mangel an Absatz und Unterstützung nur (im J. 1804) der erste Band (A bis K) hatte erscheinen können, benützte er noch im J. 1823 seine Freundschaftlichen Briefe (Sulzbach, Seidel) dazu, seinem bibliographischen Drange in Bezug auf eine grosse Anzahl von Schriftstellern Genüge zu thun und schloss diese Richtung seiner Schriftstellerthätigkeit mit dem Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts (Augsburg und Leipzig bei Jenisch und Stage 8. 1824—1825), wovon zwei Bände in je zwei Theilen erschienen sind, indess der dritte Band, ebenfalls in zwei Theilen, nicht bloss vollendet war, sondern auch in die Hände der Verlagshandlung gelegt wurde. Die ersten zwei Bände enthalten in Summa 852 Schriftsteller, der dritte Band enthält 500, also alle drei Bände zusammen 1352 Schriftsteller. Wie sich in seinem Gelehrten Baiern die Schriften seines Vaters, dann seine eigenen und die seiner drei Brüder bis zum J. 1804 verzeichnet finden, so verfehlt er nicht, in seinen Freundschaftlichen Briefen vom J. 1823 ein Verzeichniss seiner wie der Schriften seiner Brüder bis zu diesem Zeitpunkte mitzutheilen *).

Seine Schriften: Das gelehrte Baiern, das Lexikon verstorbener b. Schriftsteller, die Fragmente aus dem Tagebuche eines

*) Freundschaftliche Briefe von Dr. Clemens Aloys Baader. Sulzbach, Seidel 1823, S. 271—276, 335—338, 345—346, 352—354.

Menschen und Christen, die Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands *), Eduards Briefe über die französische Revolution, Freundschaftliche Briefe und eine Reihe von biographischen Denkmalen sichern ihm ein ehrenvolles Andenken in der gelehrten Welt **).

In mehren seiner Schriften begegnet man einer heiteren Laune und nicht selten einer glücklichen Satyre, die nur öfter zu sehr ins Breite verläuft. Die in seinen Freundschaftlichen Briefen eingestreuten Aphorismen unter dem Titel: Knospen und Blüthen, enthalten sehr viel Geistreiches, mitunter ächte Goldkörner der Wahrheit ***).

*) Was er in seiner Reisebeschreibung über Franken und insbesondere über Würzburg berichtet, ist, einige Kleinigkeiten abgerechnet, noch heute lesenswerth. Der Charakter der Franken und die Bildung des fränkischen Clerus (welche im Ganzen damals höher als jetzt gestanden haben soll) erhielt von ihm warme Anerkennung.

**) Noch darf erinnert werden an seine Chrestomathie: Blumen aus verschiedenen Gärten. Nürnberg bei Stein 1822—23, und an seine werthvolle Erbauungsschrift, welche die erste Gemalin unseres Philosophen sehr hoch schätzte und liebte: Lehre, Stärkung, Beruhigung und Trost für Christen in sechshundert Bibelsprüchen. 12. Nürnberg, Stein 1820 (ohne den Namen des Herausgebers). Seine biographischen Denkmale, in verschiedenen Zeitschriften zerstreut, erstrecken sich über eine nicht geringe Anzahl von b. Gelehrten, wovon hier nur einige genannt werden mögen, wie z. B. Andreas Mayr, Michael Sailer, Maurus Schenkl, G. W. Zapf, Rupert Kornmann, Max. Jos. Zuber, Michael Denis, Sebast. Mutschelle, Jos. Steinbichler, Jos. Huber, Jos. Schwarz, Rogatus Holzner, Andr. Udalr. Mayer, Joh. Helfenzrieder etc. Vergl. wichtigste Lebensmomente aller k. baier. Civil- und Militär-Bedienstigten dieses Jahrhunderts (Augsbg., Wolf 1819) 2. Heft, S. 1—2, wo von Cl. A. B. gesagt wird: „Er war nie Illuminat, noch weniger Jesuit, und opferte alle seine Muse und Kräfte seinen Berufspflichten, ebenso sehr ohne Geräusch als ohne Ansprüche. Einige von seinen patriotischen Opfern sind im baier. Regierungsblatte 1809, N. 27. S. 1753, dann 1814, St. 74, S. 351, u. St. 44, S. 1195 angezeigt.“

***) Zur Bezeichnung des innigen Verhältnisses, welches zwischen den Brüdern stattfand, möge hier eine Stelle aus den Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands in Briefen (I. 70 ff.) von Clemens Aloys Baader Raum finden. „Ausserhalb Schwabhausen, nemlich zu Adelzhausen, sieht man rechts von der Strasse das Graf Minuzi'sche Landgut gleichen Namens liegen. Links von der Strasse eine kleine Stunde seitwärts liegen die drei Dörfer Egenburg, Egenhofen und Pfaffenhofen und das Baron Rufin'sche Landgut Weiharn.

Der zweite Sohn des churfürstl. Leibarztes Franz Joseph Baader, der geniale Joseph A. I., geboren am 30. September 1763, gelangte zu noch grösserer Berühmtheit.

Seit seiner frühesten Kindheit von einem unwiderstehlichen Hange zur Mechanik hingezogen und ohne besonderen Unterricht oder Aufmunterung hatte J. B. schon in seinem 15. Jahre die meisten damals bekannten deutschen, lateinischen und französischen theoretischen und praktischen Werke über Mechanik und Maschinenwesen mit grösstem Eifer gelesen und studirt, und im Zeichnen, Berechnen, Entwerfen und Erfinden von allen Arten von Maschinen eine nicht gewöhnliche Fertigkeit erlangt. Er wollte durchaus Ingenieur oder Maschinen-Baumeister werden. Seinem Vater zu Gefallen studirte er zwar gegen seine Neigung drei Jahre lang an den Universitäten Ingolstadt und Wien die Arzneiwissenschaft, worin er im Jahre 1785 mit Auszeichnung zum Doctor promovirte. Allein er trieb nebenher beständig sein Lieb-

In dieser Gegend, wo ich von meinem sechsten bis an mein zwanzigstes Jahr alle Herbste und manchmal auch im Frühlinge einige Wochen zubrachte, wo ich jeden Baum und jedes Gesträuch kenne, hier lernte ich die Reize der Schöpfung kennen, hier erwachte in mir der Gottlob! noch jetzt unverdorbene Sinn für die Natur, da hatte ich hundert frohe Stunden als Knabe und Jüngling, Stunden, deren ich mich jetzt noch als Mann mit einer Thräne der Entzückung erinnere, und an die ich noch am Abend meines Lebens mit Vergnügen denken werde. Zehn Monate im Jahre freute ich mich allemal auf die zwei Monate, die ich hier mit meinen Lehrern, Brüdern und Verwandten zubringen konnte, und ich kann Ihnen, mein Freund! die Empfindungen nicht beschreiben, die ich hatte, während ich durch diese mir so interessanten Gegenden fuhr. Bald sah ich einen Baum, unter dem ich als Knabe und Jüngling Stunden lang träumte, dachte, empfand, las, zeichnete oder studirte, bald eine ländliche Hütte, wo ich bei den guten Bewohnern manchen Besuch machte, bald die Gegend, wo ich als Knabe den ersten Hasen schoss, und darüber grössere Freude hatte, als mir durch das Geschenk einer ganzen Grafschaft hätte werden können, und viele Plätze, wo ich an manchem schönen Abend mit meiner Tante, meinen nun schon verstorbenen Lehrern, und meinen lieben nun in der Welt zerstreuten Brüdern Vergnügen und Unterricht, zugleich Freude und Bildung erhielt. — Ach! dass die frohen und unentweiheten Tage meiner ersten Jugend so schnell vorübereilten, und dass mir seitdem so viel Kummer und Leiden zu Theil werden mussten! Vergeben Sie, mein Freund! diese Ausschweifung, ich unterdrücke meine Empfindung mit Gewalt, um zu meiner Reisegeschichte zurückkehren zu können.“ — Vergl. ebendasselbst II. 370—371.

lingsfach, fest entschlossen, dieses bei der ersten Gelegenheit zu seinem Hauptfache zu erwählen.

Im Frühjahr 1786 ging er nach der Absicht seines Vaters zur Fortsetzung seines Studiums der Medicin nach Göttingen, wo neben seinen medicinischen Studien Kästner und Lichtenberg, welche ihn ihrer besonderen Achtung würdigten und mit welchen er bis zu ihrem Tode in freundschaftlichem Briefwechsel stand, seine vorzüglichsten Lehrer waren, und dann im Winter desselben Jahres über Amsterdam nach London und Edinburg, wo er noch an einem halbjährigen medicinischen Lehrcurse Theil nahm, vorzüglich aber Chemie bei dem berühmten Professor Black, Mathematik bei Professor Playfair und Experimental-Physik bei Robertson studirte. Zu Edinburg wurde Jos. Baader mit einem Deutschen, dem Doctor Schwediaur, bekannt, dessen wohlmeinender Rath seinen Entschluss entschied, seine technischen und mechanischen Kenntnisse und Talente in einem Lande wie England geltend zu machen. H. Schwediaur hatte eben damals eine bedeutende Saline und chemische Fabrik an dem Firth of Forth zu Prestonpans angelegt, wo ihm J. Baaders Hilfe zur Vorrichtung der nöthigen Maschinen sehr gut zu staten kam. Schwediaur machte Jos. B. in dieser Absicht im Sommer 1787 einen so vortheilhaften Antrag, dass dieser von jenem Augenblicke an keiner Unterstützung von seinem Vater mehr bedurfte, das Studium der Medicin gänzlich aufgeben und durch Ausübung seines Lieblingsfaches sich anständig erhalten konnte. Schon die ersten Maschinen, die Jos. B. zu Prestonpans baute, gelangen vollkommen und gewannen ihm das Zutrauen der wichtigsten und ansehnlichsten Männer in jenem Lande, welche ihn nach und nach über verschiedene ähnliche Gegenstände zu Rathe zogen und sehr ansehnlich belohnten. Durch die Empfehlungen und die Hilfe einiger dieser Herren, vorzüglich die des berühmten Chemikers Lord Dundonald, des Sir John Dalrymple und des William Wilson, ward er in Stand gesetzt, den grössten Theil von Schottland und ganz England zu durchreisen, überall das Merkwürdigste im Berg- und Hütten-Wesen, von Maschinen, Manufacturen und Canälen zu besehen, und endlich auf den berühmten Eisenwerken der Herren Banks et Onions und der Herrn John Wilkinson zu Coalbrookdale in Shropshire mehrere Jahre lang auf eine in jeder Hinsicht vortheilhafte Art sich zu beschäftigen. Dort im reichsten und blühendsten Punkte von England,

mitten unter Bergwerken, Schmelzhütten, eisernen Brücken, eisernen Strassen, Canälen, Fabriken und Maschinen der ersten Grösse machte sich Jos. B. mit dem Geiste des englischen Maschinenwesens gründlich bekannt, indem er für seine theoretischen Kenntnisse, mit welchen er die dortigen Geschäftsmänner bei den wichtigsten Anlagen unterstützte, ihre Erfahrungen und praktischen Kenntnisse eintauschte. Auf diese Weise brachte er es in vier Jahren so weit, dass er sich in England und Schottland durch seine neuen Ideen, Angaben und wirklich ausgeführten Werke den Ruf eines ausgezeichneten Mechanikers und die allgemeine Achtung erwarb.

Herr Wilkinson, der grösste Eisenhüttenmeister, und Herr James Watt, der grösste Mechaniker in Grossbritannien, beehrten ihn mit ihrem freundschaftlichen Zutrauen, und auf die Empfehlung dieser Herrn schloss er im Jahre 1790 mit Lord Balcarres einen Contract, nach welchem er in dem darauf folgenden Jahre die Oberaufsicht über des Lords beträchtliches Eisenhüttenwerk bei Wigan in Lancashire unter sehr vortheilhaften Bedingungen zu übernehmen hatte.

Da Jos. B. jenes Engagement als eine günstige Veranlassung betrachtete, sich in England ganz zu etabliren, so wollte er vorher noch einmal sein Vaterland, seine Eltern und Verwandten besuchen. Er benützte daher die ihm bis zum Antritte seiner Stelle in Lancashire übrige Zeit zu einer Reise nach Deutschland und München, ging im Juni 1790 über Hamburg und Hannover nach dem Harz, bestieg den Brocken, ging von da nach Göttingen zum Besuche Lichtenbergs, Kästners etc., kehrte nach Klausthal zurück und reiste über Osterode, Nordhausen, Langensalza, Eisenach, Gotha, Erfurt nach Weimar. Dort wurde er von dem Herzog von Weimar sehr freundlich aufgenommen und verkehrte auf das Angenehmste mit Voigt, Schulz, Göthe, Herder, Wieland etc. Von da reiste er nach Eisleben und nach Halle, in dessen Nähe sich ihm reichlicher Stoff für seine Beobachtungen und Forschungen bot. Er verkehrte in Halle hauptsächlich mit Gren und Forster. Von da kam er nach Leipzig, und wurde dort von Hindenburg sehr freundlich aufgenommen, reiste über Altenburg und Zwickau nach Schneeberg, stieg bei dem Forstmeister von Lindenau ab und besuchte benachbarte Gruben und Hütten. Endlich langte er über Chemnitz in Freiberg an, wo er im December (1790) mit seinem

auf der dortigen Bergakademie studirenden Bruder Franz nach fünfjähriger Entfernung zusammentraf. Nach vergnügtem Zusammensein mit seinem geliebten Bruder verliess er am 21. Januar 1791 Freiberg, ging nach Dresden und von da nach Besuchen bei dem Conferenz-Minister Grafen von Einsiedel und dem Inspector Köhler nach Mückeberg und von da nach Besuch der dortigen Eisenhütte nach Dresden zurück, wo er durch den Besuch seines Bruders Franz (von Freiberg her) überrascht wurde, der gekommen war, um ihm gewisse Nachrichten mitzutheilen, wie es in dem mir vorliegenden interessanten Reisetagebuch Joseph Baaders heisst, die sich Briefen nicht sicher genug anvertrauen liessen und die sich auf die Absicht Franz Baaders, gleichfalls nach England zu reisen, bezogen haben mögen. Joseph Baader begab sich von Dresden über Sohs, Peterswalde, Aussig nach Prag und von da über Pilsen nach München zurück, wo er im Februar 1791 eintraf, nachdem er drei Monate im Harz und vier Monate im sächsischen Erzgebirge zugebracht und dort alle Berg-, Hütten-, und Maschinenwerke besucht und studirt hatte. Schon am 3. Juni 1791 trat er seine Rückreise nach England an. Er nahm seinen Weg über Augsburg nach Mannheim, da er von dort den Schlossergesellen Reichenbach mitzunehmen hatte.

Der General-Lieutenant Thompson, nachmals Graf v. Rumford (der bei dem Churfürsten Carl Theodor eben damals auf dem höchsten Gipfel der Gunst stand), war nemlich, als ihm Joseph Baader vor seiner zweiten Abreise nach England von den neuesten Erfindungen im englischen Fabrik- und Maschinenwesen, besonders von der verbesserten Dampfmaschine Watt's und der mannigfaltigen Anwendung derselben zum Betriebe von Mühlen, gesprochen hatte, auf den Gedanken gekommen, in Mannheim eine solche Feuermühle bauen zu lassen, wo er von einer solchen zur Zeit einer Belagerung oder im Winter, wenn die Schiffmühlen nicht gebraucht werden können, sich grossen Nutzen versprach. Graf Rumford ersuchte Joseph Baader daher, sogleich an die Herren Watt und Boulton zu schreiben, und sie zu fragen, ob, in welcher Zeit und um welchen Preis sie eine Dampfmaschine von bestimmter Wirkung für den Churfürsten v. B. verfertigen und bis nach Rotterdam liefern und ob sie wohl auch einen hiezu fähigen Arbeiter zugleich nach Mannheim schicken wollten?

Watt und Boulton übernahmen die Bestellung mit Vergnügen und versprachen das Werk in sechs Monaten zu liefern, erklärten aber, dermalen keinen ihrer Maschinenarbeiter entbehren zu können; wollte indess der Churfürst ihnen einen geschickten und lernfähigen Schlosser oder Zimmermann schicken, so erböten sie sich, denselben während des Baues der Maschine mit dem Mechanismus und der Zusammensetzung aller ihrer Theile genau bekannt zu machen und so abzurichten, dass er hernach im Stande wäre, das ganze Werk in Mannheim aufzustellen und in Gang zu setzen. Die Wahl des Grafen Rumford fiel nun auf den geschickten Schlosser Ludwig Reichenbach, den nachmals so berühmt gewordenen Mechaniker, und Joseph Baader wurde durch eine Cabinetsordre beauftragt, Reichenbach von Mannheim nach Birmingham zu den Herren Watt und Boulton zu bringen. Jos. B. nahm alsdann Reichenbach von Mannheim aus mit nach England und stellte zu Birmingham denselben den Herren Watt und Boulton als den für die Dampfmaschine bestellten Arbeiter vor. Dann setzte er seine Reise an den Ort seiner Bestimmung, Wigan in Lancashire, fort und kam am 13. Juli daselbst an. Der Churfürst nahm indess bald darauf die gemachte Bestellung der Dampfmaschine für Mannheim wieder zurück, was die Herren Watt und Boulton sich ohne wesentlichen Nachtheil für Joseph Baader gefallen liessen, aber für Reichenbach die unangenehme Folge hatte, dass er von Herrn Boulton auf wenig glimpfliche Weise fortgeschickt wurde. Es würde ihm schlimm genug gegangen sein, wenn sich J. B. seiner nicht auf menschentfreundliche Art angenommen und nicht zwei Jahre lang für seinen Unterhalt und seine Ausbildung gesorgt hätte. Joseph Baader gab indess seine Verbindung mit Lord Balcarres bald wieder auf, weil dieser den vorschriftsmässig festgestellten Antheil an dem Gewinne seines Etablissements ihm verweigerte. Vor Gericht konnte J. B. seine Ansprüche nicht geltend machen, weil der Vertrag, zu einer Zeit festgestellt, wo ihm das englische Rechtsverfahren noch nicht genau genug bekannt war, nicht alle von den englischen Gesetzen vorgeschriebenen Formen hatte. Zwar machte ihm Herr William Wilson noch ungleich vortheilhaftere Anträge, indem er ihn nach Schottland einlud, um die Oberaufsicht über seine grossen Eisenwerke zu übernehmen, und sich anheischig machte, alle die deutschen Bergleute, welche J. B. für den Lord Balcarres auf dessen Verlangen aus Sachsen

und vom Harz beschrieben hatte, zu übernehmen und dem Lord alle für dieselben erwachsenen Kosten zu ersetzen. Allein diese Verbindung kam nicht zu Stande, weil sich W. Wilson mit seinem Bruder und Associé John Wilson entzweite, sich von demselben trennte und am Ende selbst ausser Stand gesetzt war J. B. und den deutschen Bergleuten sein Wort zu halten. Diese machten daher zu Edinburg einen Process gegen Wilson, Joseph Baader und dessen Bruder Franz, der zu jener Zeit gleichfalls in England und bei der Sache betheiligt war, anhängig, der dahin entschieden wurde, dass den deutschen Bergleuten für ihren Aufenthalt und Zeitverlust eine beträchtliche Entschädigung, zur Hälfte von Herrn Wilson und zur Hälfte von den beiden Brüdern J. und F. Baader, bezahlt werden musste. Diese unangenehmen Begebenheiten und die traurige Erfahrung, seine Offenheit und sein Zutrauen von vielen Seiten gemissbraucht, sich getäuscht und betrogen zu sehen, verleiteten J. B. endlich den Aufenthalt in Grossbritannien und bestimmten ihn zu dem Entschlusse, ins deutsche Vaterland zurückzukehren, obwohl er eben damals wieder eine sehr vortheilhafte Einladung von dem Eigenthümer eines sehr beträchtlichen Eisenwerkes in Yorkshire, einem Herrn Dawson, erhalten hatte.

Jos. Baader ging daher im August 1783 von Edinburg nach Newcastle, wo er sich nach Hamburg einschiffte und von da nach Berlin. Mit Auszeichnung von den Ministern den Grafen v. Herzberg und v. Struensee aufgenommen lehnte er doch das Anerbieten einer Anstellung in den preussischen Staaten ab und kam auf die Nachricht von dem am 16. Februar 1794 erfolgten Tode seines Vaters, von den Vorstellungen seiner Mutter bewogen, am 12. Mai 1794 nach München zurück. Bald darauf, am 12. September 1794, wurde er zu München zum Maschineninspector ernannt. Am 15. Juni 1795 verehelichte er sich in München mit Nannette Capon, aus Mannheim gebürtig. Nachdem ihn bereits mehrere gelehrte Gesellschaften in Deutschland und Grossbritannien unter ihre Mitglieder aufgenommen hatten, wurde er an der Akademie der Wissenschaften zu München frequentirendes Mitglied der physicalischen Classe und als solches bei allen nachfolgenden Organisationen der Akademie bestätigt. Im März 1798 wurde er churfürstlicher Hofkammerrath und Maschinendirector, im Jahre 1800 Generallandesdirectionsrath und erhielt die Direction des churf. Brunnenwesens.

Im Jahre 1805 trat er in das geheime Centralberg- und Hüttenbureau unter Dispensation von allen anderen Arbeiten und Vorträgen, jedoch mit Beibehaltung der Direction des Brunnenwesens. Unter den vielen von ihm ausgeführten Werken im Brunnen- und Hüttenwesen muss besonders der nach seinem Plane und unter seiner Leitung hergestellten zwei grossen Springbrunnen im Schlossgarten zu Nymphenburg gedacht werden *). Nachdem nemlich Napoleon sie im Jahre 1805 zu Nymphenburg mit Wohlgefallen gesehen hatte, rief er Joseph B. im Jahre 1806 nach Paris und beauftragte ihn mit Vorschlägen und Plänen zur Herstellung einer neuen Wasserhebungs-Maschine an die Stelle der berühmten alten von Marly, beziehungsweise Versailles. Jos. B. entwarf die verlangten Pläne und legte sie in einer eigenen Druckschrift vor mit der Aufschrift: *Projet d'une nouvelle Machine hydraulique, pour remplacer l'ancienne Machine de Marly* (A Paris, 1806, chez Renouard, avec deux planches). Die Vorschläge und Pläne J. Baaders wurden zwar von der Akademie zu Paris, welche sie zu prüfen hatte, belobt, aber nicht für anwendbar erklärt. Eine ehrenvolle und grossmüthige Belohnung entging ihm nicht. Er selbst und seine Freunde schrieben die Nichtausführung seines Planes der Nationaleifersucht der Franzosen zu.

Am 16. November 1808 wurde er zum Oberbergrathe befördert und am 19. Mai desselben Jahres zum Ritter des k. Civilverdienstordens der baierischen Krone ernannt. Im Jahre 1810 berief ihn der damalige Vicekönig von Italien, Prinz Eugen Napoleon, nach Mailand. Aber ehe noch die umfassenden Absichten, welche Eugen Napoleon mit Jos. B., wie es scheint in Bezug auf die Wasserleitungen der Lombardei, hatte, verwirklicht werden konnten, brach der Krieg mit Russland aus und der darauf gefolgte Sturz des Kaisers Napoleons begrub die Pläne Eugens und Jos. Baaders in den Trümmern des untergegangenen Kaiserreiches. Am 20. März 1812 erhielt er ein zwölfjähriges Privilegium zur ausschliesslichen Verfertigung und zum alleinigen Verkaufe der

*) Hatte er im J. 1802 wegen der guten Wirkungen der Hochöfen und Cylinder-Gebläse zu Weiherhammer und Bodenwöhr eine Gratification von 500 Gulden erhalten, so wurde er wegen Ausführung des grossen Wassersprungs zu Nymphenburg durch eine Gratification von 100 Karolin nebst öffentlicher Ehrenmeldung im Regierungsblatte ausgezeichnet.

von ihm erfundenen kleinen Handfeuerspritze und am 27. April 1815 ein fünfundzwanzigjähriges Privilegium über die von ihm nach einem vorgelegten Modell neu erfundenen eisernen Kunststrassen und Wagen *).

Im Jahre 1815 reiste J. v. B. zum drittenmale nach England **) in Begleitung des Brunnenmeisters Hess. Er hatte Zeichnungen und Modelle zu seinem neuen Systeme der Eisenbahnen mit nach England genommen, löste ein Patent darauf, konnte aber trotz anfänglich guter Aussichten dort nicht mit seinen Plänen durchdringen. Nach einem Aufenthalte von acht Monaten kehrte er nach München zurück und gab im Jahre 1817 seine Schrift: Ueber ein neues System der fortschaffenden Mechanik, und im Jahre 1818 seine Bemerkungen über die vom Herrn v. Reichenbach angekündigte Verbesserung der Dampfmaschinen und die Anwendung derselben auf Fuhrwerk, heraus.

Als im Jahre 1820 das Berg- und Hüttenwesen mit dem Salinenwesen wieder vereinigt wurde, traf ihn das unerbetene und unerwünschte Schicksal mit Beibehaltung seines Ranges, seines Gehaltes und der Direction des Brunnenwesens quiescirt zu werden.

Schon sehr frühe, früher als irgend ein anderer Ingenieur, hatte J. v. B. die Idee der Anlage von Eisenbahnen zur Förderung des Verkehrs im Grossen in's Auge gefasst. Wenn man erwägt, dass erst im Jahre 1825 in England die erste grössere Kohlen-Eisenbahn, die Stockton-Darlingtonbahn, und im Jahre 1826—29 die erste auf allgemeinen Güter- und Personenverkehr basirte Eisenbahn, die Manchester-Liverpooler Bahn, gebaut wurde, indess J. von B. bereits im Jahre 1808 mit Plänen und Entwürfen über die beste Constructionsart von Eisenbahnen sich beschäftigte **), so wird man dem vorschauenden Blicke des berühmten Mechanikers die Anerkennung nicht versagen dürfen ****).

*) Wichtigste Lebensmomente aller k. b. Civil- u. Militär-Bedienstigten dieses Jahrhunderts. 2. Heft, S. 2—4.

**) Vergl. Fr. Baader's s. Werke. VI. S. 283 u. XV. S. 273.

***) Die erste Anregung dazu erklärt J. v. B. selbst zuerst in Grossbritannien, wo Eisenbahnen im Kleinen in den Bergwerken seit mehr als hundert Jahren im Gebrauche waren, während seines Aufenthaltes in den Jahren 1787—1793 erhalten zu haben. Siehe: Ueber die Vortheile einer verbesserten Bauart der Eisenbahnen und Wagen. S. 13.

****) Nur der österreichische Ingenieur Franz Jos. v. Gerstner hatte bereits im J. 1807 den Vorschlag der Herstellung einer Eisenbahn zur

Nachdem er im Jahre 1814 mit der Schrift: Ankündigung einer neuen, überall anwendbaren Erfindung von eisernen Kunststrassen zur Erleichterung des Transports aller Waaren und Producte, aufgetreten und im Jahre 1815—1816 nach England gegangen war, um ein Patent für seine Eisenbahnconstructionen zu lösen, wovon er aber keinen Vortheil ziehen konnte, da er noch überall auf Widerstand stiess, sei es aus Kurzsichtigkeit der Engländer, sei es, weil man dem Ausländer den Triumph und die Vortheile nicht gönnte, stellte er im Jahre 1818 ein arbeitendes Modell einer nach seiner Angabe verbesserten Eisenbahn im Münchener Hofbaustadel mit drei Wagen auf *) und baute im Jahre 1825—26 auf allerhöchsten Befehl eine grössere in natürlicher Grösse nach seiner Erfindung und Einrichtung neben einer nach englischer Art construirten in dem königlichen Schlossgarten zu Nymphenburg, um auf diese Art die Wirkung der beiden miteinander vergleichen zu können. Zu einer Hauptprobe wurden S. M. der König Ludwig, Minister Graf v. Armannsperg, der geheime Rath v. Klenze und der damalige Ministerialrath Friedrich v. Schenk als Referent über das Bauwesen eingeladen. Uebrigens wurden die Versuche nahezu ein halbes Jahr hindurch fortgesetzt und zwar vor zwei verschiedenen Commissionen, nemlich einer von der I. Classe der kgl. Akademie der Wissenschaften zur Prüfung abgeordneten, und einer zweiten vom General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins und vom Central-Verwaltungs-Ausschusse des polytechnischen Vereins gemeinschaftlich ernannten Commission. Die Urtheile der beiden Commissionen, welche in

Verbindung der Moldau und Donau gemacht, aber erst im J. 1813 erschien eine Schrift von ihm, in welcher er die Frage untersuchte, ob und in welchen Fällen der Bau schiffbarer Kanäle, Eisenwege oder gemachter Strassen vorzuziehen sei (Prag) und erst in den Jahren 1823 und 1824 wurde die im Jahre 1807 vorgeschlagene Eisenbahn wirklich gebaut. Vergl. Handbuch der Mechanik von Fr. J. v. Gerstner (Prag, Spürny 1831) I. 660, und Steger's Ergänzungs-Conversationslexikon I. 225.

*) In der 51. Sitzung des Bundestags wurde auch sein Programm zu seinem damals schon vorbereiteten grösseren Werke über ein neues System der fortschaffenden Mechanik durch den Gesandten der freien Städte Senator Schmidt vorgelegt und nach damaliger bundestäglicher Art in die Bundesbibliothek ad acta gelegt. Vergl. Wicht. Lebensm. aller b. Bediensteten. 2. Heft, S. 3; Nationalztg. 1818 Nr. 271; Regierungsbl. 2—77.

extenso der J. Baader'schen Schrift: Ueber die Vortheile einer verbesserten Bauart von Eisenbahnen und Wagen (München, Fleischmann 1826) angehängt sind *), fielen in allen Hauptpuncten günstig für J. v. B. aus. Dennoch wurde in Baiern keine Anwendung von J. v. Baaders Constructionen gemacht und auffälliger Weise die Anlegung von Eisenbahnen überhaupt vertagt. Dies Alles ermüdete aber den energischen Mann nicht, mit eiserner Beharrlichkeit in Schriften und Abhandlungen **) für die Eisenbahnen fort und fort zu kämpfen, wie er denn schon gleich im Jahre 1828 mit einer neuen Schrift: Ueber die Vorzüge einer verbesserten Bauart von Eisenbahnen vor den schiffbaren Canälen, im Jahre 1832 mit der kleinen Schrift: Huskisson und die Eisenbahnen, und noch im Jahre 1833 mit einem Vorschlage zu einer Eisenbahn zwischen München und Starnberg hervortrat, deren Ausführung er ebenfalls nicht erleben sollte.

Es ist zu bedauern, dass der Briefwechsel Jos. v. B. mit Friedr. List nicht vollständig an das Licht getreten ist. Was L. Häusser in Fr. List's Leben ***) daraus mittheilt, gibt Zeug-

*) Vergl. Ueber die Vorzüge einer verbesserten Bauart von Eisenbahnen vor den schiffbaren Kanälen von J. v. Baader 1828 S. 40 ff.

**) Vergl. Augsb. Allg. Zeitung J. 1827, Beilage 295, 296 u. 297. Dagegen Pechmann in Nr. 313—315, von J. v. B. widerlegt in Nr. 333—338. Mit welchen Waffen J. B. damals bekämpft wurde, ersieht man hinlänglich aus diesen bemerkenswerthen Artikeln. König Ludwig, sonst für grosse Ideen so empfänglich, zeigte sich hier so beiseitig, wie Napoleon in Bezug auf das Dampfschiff.

***) Friedrich List's gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Häusser (1850) I. 166 ff. In der allgemeinen Zeitung vom J. 1827 (Beilage Nr. 242—243) ist der erste der Briefe List's an J. v. B. abgedruckt. Einige Hauptstellen des Briefes mögen hier folgen: „Reading, Pennsylvanien den 27. April 1827. Hochzuverehrender Herr! Ich habe nicht die Ehre, Ihnen persönlich bekannt zu sein, und ich würde in Betracht meiner politischen Laufbahn und der Ungewissheit, wie Sie darüber denken, Bedenken tragen, mich schriftlich an Sie zu wenden, läge nicht meiner Zusage die Hauptabsicht zum Grunde, Ihnen durch Mittheilung der grossen Erfolge Ihres Wirkens aus diesem fernen Welttheile eine Freude zu machen und Ihnen dadurch meine Erkenntlichkeit für manche Belehrung zu bezeigen, die ich aus Ihren Schriften geschöpft habe. . . . Bei den Discussionen über die Eisenbahnen (in Baltimore) wurde Ihrer grossen Verdienste um diese Erfindung in allen öffentlichen Blättern rühmlichst gedacht. Es wurde verschiedentlich erinnert, wie die verbesserten Con-

niss davon, um welche weitreichende Ideen es sich in diesen gewechselten Briefen handelte. Der Briefwechsel mit Baader, sagt L. Häusser, erörtert die Frage (über die Verkehrsverhältnisse Deutschlands) genau und einlässlich an einzelnen Fällen und ist reich an kühnen und grandiosen Entwürfen, in welchen die Beschränktheit damals und noch viele Jahre später Windbeutelei und Schwindelei erblicken wollte. Namentlich verhandelten F. List und J. B. darüber, eine Eisenbahnverbindung zwischen Rhein und Weser herzustellen, und auf diese Weise Mitteldeutschland und Baiern mit der Nordsee zu verbinden. Zugleich opponirten beide, wie Häusser bemerkt, gegen das damals vielfach auftauchende Canalsystem. Sie behaupteten mit allem Recht, dass die Herstellung grosser Eisenbahnverbindungen viel wirksamer und mächtiger auf den Verkehr influiren werde, als die Canäle. Fr. List wandte sich an S. M. den König Ludwig von Baiern selbst und theilte ihm seine Erfahrungen und Ansichten in einem besonderen Memoire voll grosser Gedanken und schlagender Beweise mit. Allein König Ludwig war für die Idee eines Donau-Main-Canals, vermuthlich durch seine Rathgeber, so sehr eingenommen, dass er jede eingehendere Prüfung zurückwies, und dass Jos. v. Baader sogar die bestimmte Weisung erhielt, das Project des Donau-Main-Canals in keiner Art weiter zu bekämpfen *) Mit der Ver-

structionen der Engländer von Ihnen herrühren, und wie Sie um Ihr Patent in England betrogen worden seien. . . . Seitdem ich so viel Vortreffliches von der edlen Handlungsweise und den grossartigen und ächt deutschen Gesinnungen Ihres gegenwärtigen Königs vernehme, hege ich auch keinen Zweifel mehr, dass Baiern, wozu es von der Natur und durch die Umstände bestimmt ist, künftig in Deutschland den Ton angeben, und dass alle übrigen Bewohner Deutschlands ihre Blicke nach München, als nach dem Central-Lichtpuncte, wenden werden.“ Man wird nicht ohne Belehrung den ganzen interessanten Brief nachlesen.

*) Dies war um so auffälliger, je mehr sich König Ludwig schon als Kronprinz für die auf die Eisenbahnen bezüglichen Arbeiten Jos. v. Baaders lebhaft interessirt und bald nach seiner Thronbesteigung die Ausführung des seit Jahren vergebens gemachten Vorschlags des Baues einer Probeisenbahn, auf welche in dreien aufeinander folgenden Versammlungen der Stände angetragen worden war, genehmigt hatte. Im J. 1828 machte Joseph v. Baader (über die Vorzüge einer verbess. Bauart S. 79) vergeblich das Anerbieten, die Vortheile seiner Erfindungen durch einen Versuch im grössten Massstabe auf seine eigene Gefahr und Ver-

legung der Landshuter Universität nach München erhielt Jos. v. Baader Erlaubniss an der Universität Vorlesungen über Maschinenwesen zu halten, wovon er indess nur im ersten Jahre der neuen Universität Gebrauch machte.

Im Jahre 1832 wurde er der Direction der k. Brunnenwerke enthoben. Als vollends seine einzige innigst geliebte Tochter Karoline am 17. Februar 1834 ihm durch den Tod entrissen wurde, war die Kraft des energischen Mannes sichtlich gebrochen. Er trauerte hin und starb am 20. November 1835 im 72. Jahre seines Lebens.

So sah sich Baiern früher, als nach seiner kräftigen Constitution zu erwarten war, eines Mannes beraubt, der, zu seinen bedeutendsten Männern zählend, noch ausserordentlich viel Tüchtiges und Folgenreiches wenigstens für die Theorie, da man ihn in seinen besten Lebensjahren aus der Praxis entfernt hatte, zu leisten vermocht hätte. In einem grossen praktischen Staate wie Grossbritannien geboren würde dieser Mann den nöthigen Spielraum für die Entwicklung seiner Kräfte gefunden haben. Nicht Baiern und sein König, sondern der Verstand und gute Wille der Rathgeber der Krone waren nicht gross genug, um die Kräfte dieses Mannes in dem Maasse für den Staat nutzbar zu machen, als diese es zugelassen hätten. Joseph v. Baader war mit der Idee der Eisenbahnen in grösserem Maassstabe um fast ein Jahrzehent früher öffentlich aufgetreten (seine ersten Entwürfe und Constructionen gingen noch viel weiter, wenigstens um ein weiteres volles Jahrzehent, zurück) als der erste britische Schriftsteller, welchem es gelang, die Aufmerksamkeit der Regierung und der englischen Nation auf diesen wichtigen Gegenstand zu lenken. Dieser Schriftsteller war Thomas Gray, dessen Bemerkungen über eine allgemeine Eisenbahn, vom Jahre 1821 bis 1825 fünf Auflagen erlebten und dessen rührige Thätigkeit unter Mitwirkung der durch ihn hervor-

antwortlichkeit darzuthun, indem er vorschlug, dass zu diesem Versuche eine schickliche Stelle auf der Linie der anzulegenden Eisenbahn selbst gewählt und dort eine solche Probebahn von wenigstens einer halben Stunde in der Länge vorgerichtet werde, welche sodann gleich als ein fertiges Stück der zu bauenden eisernen Kunststrasse hätte bleiben können.

gerufenen Schriften der englischen Ingenieure, Cumming, Palmer, Sylvester, Tredgold, Wood, Nicholson etc. rasch eine gänzliche Umwälzung in der öffentlichen Meinung gegen die Canäle und für die Eisenbahnen hervorbrachte. Was in einem Lande wie Grossbritannien in praktischen Fragen möglich ist, kann man daraus ersehen, dass damals in einem Zeitraume von weniger als zehn Monaten, 1824 bis 1825, sich in England und Schottland achtzehn Gesellschaften und Actionärs gebildet und zur Ausführung eines über das ganze Land sich verbreitenden Netzes von Eisenbahnen ein Capital von $18\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Sterling (über 200 Millionen Gulden) bestimmt hatten *). Es wäre interessant, von den Männern des Fachs zu erfahren, ob und inwieweit Thomas Gray J. v. Baaders im Jahre 1814 erschienene Schrift über die Eisenbahnen kannte und vielleicht benutzte.

Mit ehrenwerther Geradheit erklärt J. v. B. Einwendungen und Bedenken gegen seine Constructionsweisen willkommen (Ueber die Vortheile etc. S. 44) und sagt in bemerkenswerther Weise:

»Ich bin übrigens weit davon entfernt mir einzubilden, dass ich in diesem, eigentlich noch ganz neuen und unbearbeiteten, bis auf die letzten drei oder vier Jahre fast gänzlich vernachlässigten, Zweige der Bewegungskunst schon den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht habe. Ich bin vielmehr überzeugt, und wünsche selbst, dass andere wissenschaftlich und praktisch gebildete Männer nach mir diese Erfindungen noch auf mancherlei Art verbessern und allmählig immer mehr vervollkommen werden; und vielleicht gelingt mir dieses selbst noch durch weiteres Nachdenken oder durch den Zufall neuer glücklicher Ideenverbindungen. Ich hoffe indessen, dass mir das einzige Verdienst, worauf ich hierbei Anspruch mache, nicht streitig gemacht werden wird, in der fortschaffenden Mechanik eine neue Bahn gebrochen, das Gebiet derselben erweitert, und durch meine letzte Reise nach England, durch

*) Ueber die Vortheile einer verbesserten Bauart von Eisenbahnen und Wagen, welche an einer auf allerhöchsten Befehl zu Nymphenburg ausgeführten Vorrichtung durch wiederholte öffentliche Versuche sich bewährt haben. Von J. v. Baader (1826) S. 7—8. Vergl. indess: Ueber die Vorzüge einer verbesserten Bauart von Eisenbahnen vor den schiffbaren Kanälen etc. Von J. v. Baader (1828) S. 16.

mein dort genommenes Patent, sowie durch meine seit 17 Jahren bekannt gewordenen Schriften und Versuche, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand gelenkt, und so vielleicht den ersten Impuls zu der ausserordentlichen Thätigkeit gegeben zu haben, mit welcher gegenwärtig die Vervollkommnung und möglichst ausgedehnte Anwendung dieses neuen und vortheilhaftesten aller inneren Communicationsmittel überall verfolgt zu werden anfängt.

Zu schön und beneidenswerth wäre mein Loos, fährt Joseph v. Baader wie mit schmerzlicher Ahnung des ihm Beschienenen fort, wenn es vom Himmel mir vergönnt werden sollte, die Ausführung dieser meiner Ideen im Grossen noch zu erleben, und ihre nützliche Anwendung in meinem Vaterlande selbst zu leiten. Sollte mir aber auch dieses Glück nicht mehr zu Theil werden, sollten widrige Verhältnisse oder missgünstige Einflüsse auch diese erwünschte Gelegenheit, um meinen Fürsten und um mein Vaterland mich verdient zu machen, mir entziehen, so werde ich mich doch mit dem beruhigenden Gefühle trösten, meine Kräfte und meine Zeit wenigstens für die Zukunft nicht unnütz verwendet zu haben und mit der Hoffnung, dass eine billige, den kleinlichen Reibungen und Umtrieben der Parteilichkeit fremd gewordene, Nachwelt meinem patriotischen Eifer und der Reinheit meiner Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.“

Franz v. Baader hatte bald nach dem Tode seines Bruders Joseph dessen literarischen Nachlass durchgesehen und eine kleine Schrift ans Licht gestellt (Ueber die Einführung der Kunststrassen [Eisenbahnen] in Deutschland, Leipzig, Volkmar 1836)*), in welcher er mehrere Erfindungen seines Bruders in Bezug auf die Eisenbahnen der Beachtung der Sachverständigen empfiehlt. Der Nachlass Joseph v. Baaders wurde später von seiner Wittwe, einem Ingenieur aus Ungarn anvertraut, in dessen Händen er spurlos verschwunden ist**).

*) S. Werke VI, 273—290.

**) Seine Schriften findet man verzeichnet in der Gedächtnissrede auf den verstorbenen k. Oberbergrath J. v. Baader von Dr. Th. Siber (München, Wolf, 1836, S. 10—12) und im Neuen Nekrolog der Deutschen. Dreizehnter Jahrgang 1835, II, 1041—42.)

Matthias Johann Baader ward zu München am 6. Juni 1773 geboren, studirte zu München am Gymnasium und Lyceum und besuchte im Jahre 1792 die Universität zu Salzburg, um sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, ging aber, von seiner Neigung geleitet, noch vor Ablauf des Jahres nach Reichenhall als Salinenpraktikant. Im Jahre 1796 bereiste er auswärtige Salinen und verweilte über ein Jahr in der Schweiz. Nach seiner Zurückkunft wurde er in Reichenhall Assessor des churfürstlichen Hauptsalzamtes. In den Jahren 1802 und 1803 machte er eine Reise durch den grössten Theil von Deutschland und besuchte auf churfürstliche Kosten die merkwürdigsten Salinen. Unter dem 19. Januar 1804 wurde er in Anerkennung seiner theoretischen und praktischen Kenntnisse im Salinenfache als churfürstlicher Salineninspector angestellt, in welcher Eigenschaft er, zu Traunstein in seinen Dienstgeschäften durch einen Sudfactor ersetzt, zu Reichenhall wohnte. Im Jahre 1807 wurde er nach Hall in Tyrol als Inspector der dortigen damals baierischen Salinen versetzt. Von da kam er nach München als Rechnungsrevisor an der General-Salinenadministration und wurde im Jahre 1809 zum General-Oberrechnungsrevisor und hierauf zum k. wirklichen Salinenrathe befördert. Aus seiner Ehe mit einer geborenen Baronin von Mohr hatte er zwei Töchter, Maria (geboren am 22. März 1811) und Francisca (geboren am 17. März 1815).

Als im Jahre 1820 die Generalbergwerks- und die General-Salinenadministration in eine Centralstelle vereinigt wurden, rückte er zum k. Oberberg- und Salinenrathe vor. Nachdem am 22. Januar 1823 seine von ihm geschiedene Gattin an einer Auszehrung gestorben war, wurde er selbst am 27. Mai 1824 in Folge des Zerspringens einer Herzpulsadergeschwulst, die ihm seit längerer Zeit viele Leiden verursacht hatte, in dem Alter von einundfünfzig Jahren aus diesem Leben abgerufen. Seine schriftstellerische Thätigkeit war nicht bedeutend *). Ein von ihm angekündigtes Werk: Biographisch-chronologischer Kern der alten, neuen und neuesten Weltgeschichte in einem dreifachen hundertjährigen Kalender, wozu er schon viele Vorarbeiten gemacht hatte, kam nicht mehr zu Stande.

*) Das gelehrte Baiern von Cl. A. Baader. I, 62. — Freundschaftliche Briefe von demselben. (Sulzb. Seidel 1823) S. 345—366.

Benedict Franz Xaver Baader, der dritte Sohn des churfürstlichen Leibarztes Joseph Franz Baader, wurde zu München am 27. März 1765 geboren. Er überstand im dritten Lebensjahre die gutartigen Kinderblattern glücklich und ohne üble Folgen. Sein Vater weckte schon frühe in ihm den Sinn für die Natur. In seinem siebenten Lebensjahre wurde er Nachtwandler und es verlor sich in auffälliger Weise die früh erwachte Lust zum Lernen. Die früheren Aeusserungen einer vielversprechenden Geistesanlage verschwanden und ein dumpfes Hinbrüten bemächtigte sich des Knaben. Der Vater erkannte diesen Zustand als eine Entwicklungskrankheit des Gehirns, liess desshalb den Unterricht unterbrechen und hielt fest darauf, dass der Knabe geistig nicht angestrengt werde. In diesem dumpfen Geisteszustande verharrte der Knabe längere Zeit, bis er eines Tages bei dem Anblicke der geometrischen Figuren des Euklides, der ihm in die Hände gefallen war, wie aus einem tiefen Traume erwachte *). Die frühere Lust zum Lernen kehrte zurück, die geistigen Fähigkeiten traten mit verstärkter Macht hervor und in kurzer Zeit holte er die Fortschritte seiner beiden älteren Brüder ein.

Im Alter von 16 Jahren bezog er bereits mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Joseph 1781 die Universität zu Ingolstadt. Dort widmete er sich nach dem Wunsche des Vaters mit seinem Bruder dem Studium der Medicin, fand sich aber überwiegend zu den Naturwissenschaften hingezogen. Nach zweijährigem Studium der Medicin zu Ingolstadt ging er im Jahre 1783 mit seinem Bruder Joseph nach Wien, um das Studium der Medicin unter der Anleitung des berühmten Stoll zu vollenden **), kehrte im Spätherbste 1784 nach München zurück und erwarb sich 1785 zu Ingolstadt die medicinische Doctorwürde, in demselben Jahre, in welchem sein Bruder Joseph gleichfalls die medicinische, sein ältester Bruder Clem. Aloys die philosophische Doctorwürde und das Licentiat in der Theologie sich erwarben. Hierauf ging Franz B. nach München zurück und begann die Arzneikunde aus-

*) Vergl. über diese und die folgenden Angaben die auf dem Grunde eigener Mittheilungen Baaders ruhende Lebensskizze unseres Philosophen im Conversationslexikon der Gegenwart I, S. 286 ff.

**) Nach dem Memoire des Vaters practicirten beide Brüder ein Jahr lang zu Wien im spanischen Spital.

zuüben, indem er seinem Vater bei dessen ausgedehnter Praxis assistirte. Allein der junge Doctor wurde von den Leiden seiner Kranken stets so ergriffen, dass die weitere Verfolgung dieser Laufbahn ihm zur Unmöglichkeit wurde. Sein Vater gestattete ihm daher, seiner Neigung zu den Naturwissenschaften und zum Bergbauwesen zu folgen. Vom Jahre 1786 an, in welchem Jahre auch seine erste Schrift: *Vom Wärmestoff* (Wien und Leipzig, Krauss) erschien, ergab er sich daher dem Studium der Mineralogie und Chemie*), besuchte im Jahre 1787 die baierischen Eisenwerke, Gruben und Hütten und ging im Jahre 1788 mit Unterstützung der churfürstlich-baierischen Regierung an die Bergakademie zu Freiberg im sächsischen Erzgebirge, wo er unter der Leitung des berühmten A. Werner sich vollends zum Bergmann ausbildete.

So viel er aber auch diesem grossen Lehrer, besonders im praktischen Theile seiner Wissenschaft, dankte, und so sehr er auch den beschreibenden Theil von dessen Oryktognosie und Geognosie schätzte, so konnte er sich doch dem geologischen Systeme Werners nicht anschliessen, indem er das Unzulängliche der Grundsätze desselben schon zu jener Zeit durchschaute. In Freiberg traf Baader auch mit dem um mehrere Jahre jüngeren Alexander v. Humboldt zusammen und trat in freundschaftliche Beziehungen zu ihm**). Humboldt hielt sich vom Juli 1791 bis zum März 1792 in Freiberg auf***). Baader verliess Freiberg entweder im Herbste 1791 oder um Ostern 1792. Einige Zeit lang nach der Trennung von Freiberg scheint zwischen beiden Forschern ein freundschaftlicher Briefwechsel gepflogen worden zu sein, der vermuthlich durch die Reisen Humboldt's abgebrochen und nicht wieder angeknüpft worden ist.

Während seines Aufenthaltes zu Freiberg schrieb Baader einige Aufsätze über technische und chemisch-physikalische Gegenstände: 1) Ueber Verbesserung der Kunstsätze und Nachtrag

*) Mit dem J. 1786 beginnt auch das herrliche Tagebuch unseres Philosophen, welches, von dem genialen E. A. von Schaden mit einem geistvollen Vorwort ausgestattet, als XI. Band der s. Werke Baaders (1850) erschienen ist.

**) Vergl. Baaders s. Werke III, 189.

***) Alex. v. Humboldt. Ein biogr. Denkmal. Von Prof. Dr. H. Klencke. S. 31. — Al. v. Humboldt. Eine Biographie von Arm. Ewald. 2. Aufl. S. 26.

dazu *); 2) Versuch einer Theorie der Sprengarbeit **) und 3) Ideen über Festigkeit und Flüssigkeit zur Prüfung der physikalischen Grundsätze des H. Lavoisier ***).

Aus dieser Zeit seines Aufenthaltes ****) in Freiberg sind zwei Briefe an seinen Bruder Clemens Aloys erhalten, welche zu viel Licht auf den Gang seiner Entwicklung werfen, als dass sie hier nicht mitgetheilt werden sollten.

Freiberg, den 23. September 1788.

Lieber Bruder!

Vergebung, Lieber! dass ich so lange nicht an dich schrieb. — Wie stehen deine Sachen? Bist du noch in Freising, bleibst du dort? Wie lange? Schreibe mir über dies alles umständlich.

Ich befinde mich, Gottlob! hier wohl, und lebe bis jetzt unbekümmert um die Zukunft! — Ob ich in zwei Jahren nach Hause oder nach England gehe, wird sich entscheiden — wenn ein gewisser Lord, der nun in Paris ist, und an den ich adressirt und sehr gut adressirt bin, nach London zurückkommt, und meine Sache dem Minister vorträgt. Sobald ich Antwort weiss, bekommst du Nachricht davon. — Auf alle Fälle komme ich dann vor meiner grösseren Reise nach Baiern zurück.

Dass ich manche gelehrte und berühmte Männer in meinem und andern Fächern bisher kennen lernte, kannst du glauben. —

*) Bergmännisches Journal. H. v. Köhler. IV. Jahrgang, II. Band, S. 46—54, und V. Jahrg. I. Bd. S. 213—215. Freibg. u. Annabg. Craz. 1791 u. 1792. Vergl. Baaders s. Werke VI, 145—152.

**) Bergmännisches Journal von Köhler und Hoffmann. V. Jahrg. I. Bd., S. 193—212. 1792. Auch als besondere Schrift: Freiberg u. Anna-berg, Craz, 1792. Vergl. Baaders s. Werke VI, 153—166.

***) Grens Journal der Physik. Band V, Heft 2, S. 222—247. 1792 Baaders s. Werke III, 181—202.

****) H. Steffens erzählt in seiner Schrift „Was ich erlebte (VIII. 398)“: Als ich noch in meiner Jugend in Freiberg mich aufhielt, lernte ich eine Dame kennen, die wegen ihrer grossen Schönheit in ihrer Jugend berühmt war. Sie hatte eine warme Neigung für Baader während seines Aufenthaltes in dieser Stadt gefasst, und gestand mit liebenswürdiger Offenherzigkeit, dass sie nie einen interessanteren Mann gekannt hätte. Sie behauptete, ich sehe ihm, wie sie sich schmeichelhaft äusserte, ähnlich, und diese Aehnlichkeit, die demjenigen, der uns zusammen sah, gar nicht auffallen konnte, ward die Einleitung zu einer mir sehr angenehmen Bekanntschaft. Freilich zehn Jahre später.“ —

Christen? — zwei: so äusserst irreligiös ist hier herum der Ton; man möchte zu Eis frieren bei der Kälte, die hier in allem, was religiös heist, unter Gelehrten gemeiniglich herrscht! — Ueberhaupt sind die Sachsen über ihr Maximum der Aufklärung schon weg, und Schlaffheit, Schwäche und all' das Gefolge des Luxus nagt bereits an ihnen als Todeswurm.

Uebrigens bin ich sehr begierig, wie ich meine Wenigkeit für all' die Zeit über werde fortbringen können. — Jährliches Gehalt ist siebenhundert, und gerade siebenthalbhundert brauche ich bloss zu Collegien; — denn man hört hier alles privatissime und die Herrn lassen sich abscheulich zahlen! — Gott wird helfen!

Du kannst nicht glauben, wie alles hier sehr, sehr theuer kömmt! Um sein theures Geld isst man elend, und — die Windbeutel raisonniren bei ihrer dünnen Butterbemme, ihrem Krüge elenden Koffentbieres — und ja nicht zu vergessen! ihrer Tabakspfeife, über alle Welt so dreist — als die Franzosen. Höflich sind sie freilich, aber es ist eitel Aefferei und gleissende Falschheit.

Nun gehab dich wohl und habe Dank für alles was du Gutes mir erwiesen, schreibe bald und vergesse nicht deinen Bruder.

A Propos! könnte man nicht (versteht sich durch dich) von Salzburg einige Mineralien bekommen — z. B. eine Suite von ihrem Steinsalz, eine oder ein paar hübsche Goldstufen, und was sonst noch da Schönes vorkömmt. — Das Format der Stufen müsste freilich nur klein, aber desto deutlicher, instructiver sie selbst sein. — Schreibe mir darüber.

Kleuker und Lavaters Religionsbericht hast du? — ein paar herrliche Bücher. — Ist Pontius aus der Schweiz zurück? — Behalte ihn bis auf Weiteres, so auch das Tableau naturel, und gebe es ja Niemand.

Folgende zwei Blätter schlage in ein Couvert an Sailer und schicke sie Ihm. — An unsern lieben Freund Steiner Brudergruss und Empfehlungen.

Freiberg den 5. Julius 1789.

Lieber Bruder!

Dank Dir für Deine Nachfrage um mein Wohlein — und für die Nachricht Deines Wohlseins. — Du bist bereits am ruhigen

Ufer und arbeitest und nütze auf Deinem Flecke, was Du sollst und kannst. — Gott segne Dein Beginnen, Deine Mühe und Arbeit. So weit bin ich noch nicht. — Noch schwimme ich in der Pfütze der Welt herum und mühe mich und kreuze mich, dass ich Land, nur eine Spanne breit, gewinnen möchte. In dieser Mühe, unter diesem Streben reift indessen der Jüngling zum jungen — Manne. O! wie so anders ist, seitdem ich Dich zum letztenmale sah, mein Blick in die Welt hinaus, und — freue Dich mit mir, ich bin nicht schlimmer worden. In meinem Brodstudium beginne ich mich bereits zu fühlen, und nur noch ein Jahr Stille und Musse zur Bildung, so trete ich Jedem unter die Stirne, und nehme jedes Geschäft in meinem Fache über mich. — In meiner inneren oder innersten Bildung, im geheimen Studium meines Selbst — auch da bin ich nicht zurückgegangen. — Wunderliche Dinge sind mit und in mir vorgegangen, mancher Nebel der Phantasie, manches buntschillernde Regenbogenlicht jugendlicher Schwärmerei ist hingeschwunden und Strahl der Sonne ward dafür meinem Seelenauge. — Mein Charakter beginnt Consistenz zu gewinnen, auf seinen eigenen innern Schwerpunkt sich zu sammeln — d. i. ich fühle mich vom Zustande eines Mondes in den eines Sternes höherer Ordnung übergehen! Freude meinem Geiste! er soll kein Satellit in dieser Welt bleiben.

Ein überaus glänzender Antrag wurde mir noch Ende vorigen Jahres von einem fernen, fernen Lande gemacht. — Der Fürst dieses Landes, der die Triebfeder dieses Antrages war, starb unterdessen, und die Sache schlief wieder ein. — Mag sie schlummern. — Auf immer würde ich vielleicht auf dieser obern Hälfte der Erdkugel unsichtbar geworden sein, wenn die Sache vollends zu Stande gekommen wäre. In goldenen und diamantenen Fesseln würde ich wahrscheinlich als ein reicher, reicher — Slave des heissesten Hungers — nach Menschen gestorben sein.

An Leib und Seele stärker bin ich geworden — heiterer und ruhiger ist mein Blick. — Jene düstere Wolke des Grams, jene fieberichte krampfichte Spannung meines Gehirnes, die meinem Blicke sonst jenes trübe Feuer gab — ist weg! — Liebe! — habe ich noch nicht kennen gelernt; hie und da eine leichte Rührung, ein sanfter Anklang aber freilich nur einer Saite und schon so wohlthuend. — Himmel! was soll erst die volle Musik der Saiten, die da noch unberührt, unentheiligt schlummern. Ruht

ihr unterdessen liebe Saiten; in die finsternen tiefen Schächte wagt sich so leicht kein Rosenfinger, der euch wecke. — Alles zu seiner Zeit.

Die Lage unseres Bruders in England wirst Du wissen. — Mächtig ist er mir vorgeschritten, aber ich ereile ihn, hange mich an ihn, dass wir vereint unser grosses Ziel erreichen. — Welches ist dies Ziel? — Rache, lieber Bruder, und Rache der edelsten Art. — Wir wollen retten, helfen — Du weisst wem, und wie. Der Himmel ist so neidisch nicht, dass er uns diese Rache missgönne — und wenn auch — die Bretterwand des Schicksals (dieses Wortidols pöbelhafter kleinlicher Seelen) diesen Kopf zerschellte! der Wille war dann wenigstens gut, und wir kommen ja darum in die Welt, um in ihr gut wollen zu lernen.

Deinen Auftrag einer Mineraliensammlung zu erfüllen, lässt sich nicht anders als mit der Zeit und mit — nicht wenig Geld thun, denn da es so viele (fremde und einheimische) Kenner hier gibt, so sind Muster nicht nur sehr rar hier herum, sondern kosten auch Geld — manche nicht wenig Geld, und eine nur mittelmässige Sammlung kann man unter hundert Ducaten nicht anlegen. Schreibe mir indessen bestimmter über die Sorten, die Du haben willst, und den Preis auf den ich mich einlassen kann.

Nun lebe wohl, lieber Bruder. — Gerade jetzt wieder bin ich, oder vielmehr liegt mein Schicksal an einer Krise darnieder — ich will wünschen, dass sie zur völligen Gesundheit weiset, und will mich freuen, Dir davon Nachricht geben zu können.

Empfehle mich an meine Oncles und Tanten, und überall, wo man mir nachfragt. — Wundern wird man sich über die Stille und mein Nichtschreiben; könnte ich doch einmal was gewisses schreiben, wie gerne würde ichs thun. — —

Nach dreijährigem Studium des Bergwesens zu Freiberg bereiste er die Berg- und Hütten-Werke der sämtlichen niederdeutschen Gebirge und begab sich im Jahre 1792 nach England und Schottland, um auch dort das Bergbauwesen kennen zu lernen, besuchte die Gruben und mineralischen Fabriken aller Art in ganz England und Schottland und hielt sich besonders längere Zeit in Edinburg auf, wo er auch mit Darwin und Steward in Berührung gekommen zu sein scheint.

Auch zu Ayton (in Schottland) muss er einige Zeit verweilt haben, wie aus mehreren Spuren in den nachgelassenen Papieren Baaders hervorgeht. Dort scheint er die im Nachlasse vorhandenen in englischer Sprache geschriebenen Umrisse der Lehre Kants entworfen zu haben, wozu er allen Umständen nach zu schliessen, von befreundeten Engländern, unter denen ein John Thomson als der intimste hervortritt, veranlasst worden ist.

Der Ruf seiner ausgezeichneten Talente und Kenntnisse verschaffte ihm noch in demselben Jahre, in welchem er zuerst den Boden von Schottland betreten hatte, einen ehrenvollen Antrag. Er sollte nemlich die Direction einer Blei- und Silbergrube in Devonshire übernehmen. Anhänglichkeit an sein Vaterland, welches er nicht auf die Dauer missen wollte, veranlasste ihn, jenen Ruf abzulehnen. Die Lebensverhältnisse in England sagten seinem Sinne nicht zu und mehr als einmal drückt er in seinem Tagebuche heisse Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande und den warmen und treuherzigen Gemüthern seiner Landsleute aus. Die aus eigener Anschauung geschöpfte Kenntniss des öffentlichen politischen Lebens in England blieb übrigens nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung seines Sinnes für Recht und Freiheit, obwohl er sich von unbedingter Bewunderung der englischen Zustände frei hielt. Es ist nur zu bedauern, dass die von ihm aus England und Schottland in die Heimath geschriebenen Briefe verloren gegangen zu sein scheinen.

Noch während seines Aufenthaltes in Schottland schrieb Baader jene hervorragende kleine Abhandlung: Ueber Kants Deduction der praktischen Vernunft und die absolute Blindheit der letzteren, in welcher seine gesammte Philosophie, wie sie jetzt vor uns liegt, wie im Keime eingeschlossen war. Diese kleine Abhandlung bezeichnet den Abschluss der jugendlichen Gährungsperiode Baaders und den Anfang der erreichten Selbstständigkeit und Sicherheit seiner Ueberzeugung, die von da an zwar wohl noch grössere Vertiefung, aber keine wesentliche Veränderung mehr erfuhr, wenigstens in Betreff der erkenntnisswissenschaftlichen und metaphysischen Grundlage seiner Lehre. Im Drucke erschien aber die genannte Abhandlung, so viel ermittelt werden konnte, erst im Jahre 1809 in den Beiträgen zur dynamischen Philosophie im Gegen-

*) Baaders s. Werke XI, 401 ff.

sätze der mechanischen *) In einer Anmerkung dieser Schrift (S. 1) sagt Baader: „Diesen Aufsatz schrieb ich, mit Ausnahme einiger Zusätze und des kleinen Anhangs am Ende, vor zwölf Jahren in England, und theilte ihn bei meiner Rückkunft nach Deutschland in Hamburg dem Herrn geheimen Rathe von Jacobi mit“. Die Vorrede zu den Beiträgen zur dyn. Philos. ist vom 15. März 1809 datirt, und es lässt sich daraus schliessen, dass die erwähnte Anmerkung noch im Jahre 1808 geschrieben worden war. Folglich hat Baader die kleine Abhandlung über Kants Deduction der prakt. Vernunft im Jahre 1796, nicht lange vor seiner Abreise nach Deutschland, jedenfalls nicht vor 1795 geschrieben. Seine im Tagebuch angedeutete Absicht, nach Paris zu gehen, besonders um sich dort längere Zeit unter Lavoisier dem Studium der Chemie zu widmen, wurde durch den Ausbruch der französischen Revolution vereitelt. Von Schottland ging Baader noch in der ersten Hälfte des Jahres 1796 nach Hamburg, wo er zuerst die persönliche Bekanntschaft Jacobi's machte und mit Büsch, Claudius, Perthes, Heise verkehrte. Während seines ungefähr halbjährigen Aufenthaltes in Hamburg, von wo aus er Wandsbeck, Bremen etc. besuchte, muss er auch seine Beiträge zur Elementar-Physiologie **) (Hamburg, Bohn, 1797) entworfen oder doch vollendet haben. Denn das kleine Vorwort dazu ist datirt: Hamburg den letzten October 1796. Vermuthlich waren aber die Anfänge dazu schon in Schottland entstanden. Unzweifelhaft lernte Baader erst zu Hamburg die kurz vorher erschienene Schrift Schellings: Vom Ich als Princip der Philosophie oder über das Unbedingte im menschlichen Wissen (1795), kennen und ebenfalls

*) Wiederabgedruckt in den philosophischen Schriften und Aufsätzen (Münster, Theissing 1831) I. 5—27, und in den s. Werken I, 1—23. Nach Rixners Angabe (Handbuch der Geschichte der Philosophie III, 477) hat es den Anschein, als ob die mehrerwähnte Abhandlung unter dem Titel: Absolute Blindheit der von Kant deducirten praktischen Vernunft, als Sendschreiben an Fr. H. Jacobi im Jahre 1797 im Drucke erschienen wäre. Da aber Rixner weder Verleger noch Druckort anzeigt, so bleibt seine Angabe um so mehr zweifelhaft, als man sonst nirgends der Existenz jenes Sendschreibens gedacht findet.

**) Wiederabgedruckt in den Beiträgen zur dynamischen Philosophie (Berlin 1809) S. 25—79, dann in den philosophischen Schriften und Aufsätzen I, 28—78. Vergl. S. Werke III, 203—246.

nicht früher die bis dahin erschienenen Schriften J. G. Fichte's. Nicht im Texte der kleinen Schrift, sondern nur in den Anmerkungen nimmt Baader einigemale Bezug auf Fichte und endlich im Anhang, wo er einige seiner Gedanken mit ein paar Aeusserungen Schelling's in dessen Schrift vom Ich etc. und Fichte's in dessen Schrift über den Begriff der Wissenschaftslehre vergleicht und den Sinn derselben im Geiste seiner eigenen Weltanschauung sich zurechtstellt.

Schelling nahm sogleich Notiz von dieser Schrift und äusserte sich über sie in seiner Schrift über die Weltseele (1798) S. 187 ff. in folgender Weise:

„Man irrt nicht, wenn man in den chemischen Durchdringungen den geheimen Handgriff der Natur zu erkennen glaubt, dessen sie sich bei ihrem beständigen Individualisiren der Materie (in einzelnen Organisationen) bedient. Es ist desswegen kein Wunder, dass man von den ältesten Zeiten an, da man die chemischen Kräfte der Materie zuerst kennen lernte, darin gleichsam die gegenwärtige Natur zu erkennen glaubte. „Nichts, sagt eben so schön als wahr, Fr. Baader in seinen gedankenvollen Beiträgen zur Elementarphysiologie, nichts kommt dem Enthusiasmus (der freilich meist in schwärmenden Unsinn ausartete) und der besonderen Naturandacht gleich, die in den ältesten Betrachtungen chemischer Naturoperationen athmet; auch sind die Früchte bekannt, welche wir diesem Enthusiasmus verdanken, und das entgegengesetzte maschinistische System hat nichts dem Aehnliches aufzuweisen.“ —

Am 4. December 1796 kam Baader nach München wieder zurück. Bald darauf, im Jahre 1797, wurde er charakterisirt, und im Jahre 1798 wirklicher Münz- und Bergrath. In demselben Jahre erschien seine naturphilosophische Schrift: Ueber das pythagoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden (Tübingen bei Cotta), und die zweite Auflage seiner technischen Schrift: Versuch einer Theorie der Sprengarbeit (Freiberg, Craz).

In dem Vorwort zu der Schrift über das pythag. Quadrat sagt zwar Baader, sie sei „bei Durchlesung des neulich erschienenen Werkes von Herrn Schelling Ueber die Weltseele“ entstanden. Allein diese Erklärung kann sich nur auf die Gestalt beziehen, in welcher sie 1798 (bei Cotta) wirklich erschienen ist. Denn in einem Briefe Fr. H. Jacobi's aus Hamburg vom 24. Ja-

nuar 1798 *) ist von einer Schrift Baader's, der auch ein Aufsatz genannt wird, die Rede, welche in Hamburg gedruckt werden sollte, aber dort nicht gedruckt wurde, und welche allen Umständen nach den Kern jener Schrift ausmachte, die dann noch in demselben Jahre zu Tübingen bei Cotta im Druck erschien. Diese Schrift besteht auch in der That aus drei Bestandtheilen, deren erster der relativ grösste ist, zu welchem die beiden anderen erst später hinzugekommen zu sein scheinen. Im Texte des ersten und grössten Bestandtheils ist auch nirgends von Schelling die Rede, sondern nur in einer Anmerkung gegen Ende desselben, die gleichfalls erst später hinzugekommen zu sein scheint.

Schelling nahm auch von dieser Schrift Baader's sogleich Kenntniss, rühmte ihren geistvollen Inhalt an verschiedenen Orten seiner nächstfolgenden Schriften und machte von mehreren Ideen derselben Gebrauch und Anwendung **). Nicht mindere Beachtung wendete ihr Eschenmayer zu, der besonders in seiner Abhandlung: Spontaneität = Weltseele oder das höchste Princip der Naturphilosophie, häufig auf sie zurückkommt und sie zur Entwicklung seiner eigenen Gedanken benutzt ***). H. Steffens erklärt tief von dieser Schrift bewegt worden zu sein, so wie von den früheren Beiträgen zur Elementarphysiologie, Schriften, deren ahnungsvolle Tiefen ihm, nur, aus den dunkeln Regionen des Mysticismus hervorgetreten, nicht bis in die helle Region der wissenschaftlichen Reflexion der Zeit vorgedrungen zu sein schienen ****). Auch Göthe las die kleine Schrift Baader's, vielleicht durch Schelling dazu ange-regt, und äusserte sich in einem Briefe an Schiller vom 1. August 1800 anerkennend mit folgenden Worten:

*) Vergl. den vorliegenden Band S. 179—180.

**) Einleitung zu seinem Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1799) S. 67. — Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie (1799) S. 284, 317, 320. — Zeitschrift für specul. Physik I, 94, wo Schelling es bedauert, dass die tiefsinnigen Schriften Baader's von der Kritik vernachlässigt würden. Dann in der 2. Auflage seiner Ideen zu einer Philosophie der Natur (1803) S. 341.

***) Zeitschrift für specul. Physik (1801) I. 1, 6, 27, 58 und besonders 61—62.

****) Was ich erlebte von H. Steffens IV. 78, VIII. 398. Vergl. Schubert's Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens I, 294, 308, 323.

„Von Baader habe ich eine Schrift gelesen über das Pythagoräische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden. Sei es nun, dass ich seit einigen Jahren mit diesen Vorstellungsarten mich mehr befreundet habe, oder dass er seine Intentionen uns näher zu bringen weiss, das Werklein hat mir wohl behagt und hat mir zu einer Einleitung in seine frühere Schrift gedient, in der ich freilich, auch noch jetzt, mit meinen Organen nicht alles zu packen weiss *)“. Schiller antwortet nichts darauf.

Auf bemerkenswerthe Weise äusserte Novalis, der ohne Zweifel die beiden genannten Schriften Baader's gelesen hatte: „Baader ist ein realer Psycholog und spricht die ächte psychologische Sprache. Reale Psychologie ist auch vielleicht das für mich bestimmte Feld **)“.

Im Jahre 1799 wurde Baader Generallandesdirectionsrath bei der vierten Deputation im Berg- und Salinenwesen und im Jahre 1800 Administrator des ersten Bergreviers München, dann unter dem 5. April desselben Jahres Oberbergmeister, wodurch ihm die alljährliche Revision und Bereisung sämmtlicher Gruben und Hütten und mineralogischen Fabriken in den oberen Churlanden übertragen wurde. Zu jener Zeit besass Churbaiern noch in Böhmen bedeutende Krongüter. Die Bergwerke dieser Güter standen unter Baader's Oberaufsicht. Diese Amtsverhältnisse führten ihn nach Prag. Während er eines Tages in einem Buchladen nach wissenschaftlichen Neuigkeiten sich umsah, erblickte er eine ausgezeichnet schöne junge Dame von schlanker Gestalt und anmuthigem Wesen in Gesellschaft vorübergehen. Der Eindruck dieser Erscheinung war so gross, dass B. rasch sich Eingang in das Vaterhaus der jungen Dame verschaffte und ihr Herz gewann. Francisca von Reisky, die Tochter des Kreishauptmanns Barons von Reisky, wurde seine Braut und im Jahre 1800 führte er sie zum Altare. Sie schenkte ihm mehrere Kinder, wovon nur Guido (geb. 1801) und Julie (geb. 1804) die Kinderjahre überlebten.

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794—1805, V. 296. In der 2. vermehrten Ausgabe (Cotta 1856) II. 301. Aehnlich äusserte Göthe im J. 1815 oder 1816 gegen Ringseis, er erkenne wohl, dass B. ein bedeutender Geist sei, aber er verstehe ihn nicht.

**) Novalis Schriften, dritter Theil. Herausgegeben von L. Tieck und Bülow. S. 206.

Im Jahre 1801 wurde B. Oberberggrath und zugleich frequentirendes Mitglied der churbaierischen Akademie der Wissenschaften philosophischer Classe zu München, correspondirendes Mitglied des Conseil des Mines zu Paris und anderer gelehrten Gesellschaften.

Seine umfassende Thätigkeit in seinen Amtsgeschäften verhinderte ihn nicht, seine philosophischen Studien fortzusetzen und von Zeit zu Zeit einen kleinern oder grössern Aufsatz in einer oder der andern Zeitschrift erscheinen zu lassen. So finden sich in dem churfürstl.-pfalzb. Regierungs- und Intelligenzblatte vom Jahre 1801 und 1802 die Aufsätze: 1) Ueber einen Aufsatz: Berichtigung des öffentlichen Urtheils über den naturrechtlichen Grund gegen die Aufhebung der Zünfte, 2) Ueber das sogenannte Freiheits- oder das passive Staatswirthschaftssystem, 3) Eine merkwürdige Stelle aus Büsch's Abhandlung vom Geldumlauf mit Anmerkungen begleitet, 4) Ueber das Eisenhüttenwesen und den Bergbau in der oberen Pfalz; dann im Reichsanzeiger 1802 die Aufsätze: 1) Der Holzbau im Grossen ist ein Staatsgewerbe und das Forstregal ein natürliches unveräusserliches Regal, 2) Wider einen Aufsatz des Baron v. B. — In der Zeitschrift Aurora erschien im Jahre 1804 der Aufsatz: Ueber den Affect der Bewunderung und der Ehrfurcht *).

Um diese Zeit, wie es scheint im Jahre 1804, kam L. Tieck mit seiner Schwester nach München und trat mit Baader und dessen Familie in Beziehungen. Etwas flüchtig, aber nicht ohne Interesse berührt Rudolph Köpke in seinen Erinnerungen aus dem Leben des Dichters (L. Tieck's) die Eindrücke, welche Baader auf Tieck hervorbrachte.

„Selten, sagt Köpke nach Mittheilungen von L. Tieck, mag Jemand ein grösseres Talent für die augenblickliche Rede besessen haben, als Baader, und niemals trat es glänzender hervor, als wenn es Gegenstände tiefsinniger Wissenschaft, der Religion, der Philosophie betraf. Unaufhaltsam flossen dann seine Worte, jeden Einwurf brachte er zum Schweigen, die Gewalt seiner Unterredung riss mit sich fort. Das nächste Thema, was beiden am Herzen lag, war Jacob Böhme. In einem dreistündigen Monologe ergoss sich Baader; die Unterhaltung hörte auf. Alles Verwandte aus anderen

*) Man vergleiche die Anmerkung des Herausgebers zu diesem Aufsatz in den s. Werken Baader's I, 32.

Mystikern, was er sonst über sie gelesen hatte, war ihm gegenwärtig. Er zeigte eine umfassende Gelehrsamkeit in dieser Literatur und Fülle der Gedanken, mystischen Tiefsinn. Doch war es selbst für Tieck's damalige Ansichten des Geheimnisses, der orakelmässigen Dunkelheit zu viel. Er vermochte ihm in die verschlungenen Gänge seiner Speculation nicht zu folgen *).“ Wenn Köpke fortfährt, später hätten sich auch Schwächen, Widersprüche und Sonderbarkeiten gezeigt; er sei ein erregbarer, schwer zu fassender Charakter gewesen, der oft unerklärlichen Einflüssen unterlegen sei, so ist darauf wenig Gewicht zu legen, da keine dieser Ausstellungen begründet wird.

Im Morgenblatte 1807 (Nr. 197) erschien Baader's offenbar gegen Fr. H. Jacobi gerichteter Aufsatz: Ueber die Behauptung, dass kein übler Gebrauch der Vernunft sein könne **). In den Marcus-Schelling'schen Jahrbüchern der Medicin 1808 erschienen die Aufsätze: 1) Ueber die Analogie des Erkenntniss- und Zeugungstriebes und 2) Ueber Starres und Fliessendes; im Jahre 1809, gleichzeitig mit dem ersten die Untersuchungen über die menschliche Freiheit etc. enthaltenden Bande von Schelling's philosophischen Schriften, die Beiträge zur dynamischen Philosophie im Gegensatze der mechanischen. Mit Ausnahme der drei Aufsätze: Ueber den Sinn und Zweck der Verkörperung, Leib- oder Fleischwerdung des Lebens (S. 113—119); Fragmente zu einer Theorie des Erkennens (S. 136—142); über den Begriff der dynamischen Bewegung im Gegensatze der mechanischen (S. 150—158), enthielt diese Schrift nur eine Sammlung seiner früher erschienenen kleinen Schriften und Aufsätze. So bedeutend ihr Ideengehalt ist, so konnte sie in dieser Gestalt doch begreiflicherweise eine eigentlich grosse Bewegung im Reiche der Geister nicht hervorbringen, obgleich sie die Keime eines philosophischen Systems enthielt, welches an Tiefe die Systeme Fichte's, Schelling's und Hegel's überflügelte.

*) Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen von Rudolph Köpke. Leipzig, Brockhaus 1855. I, 312.

**) Die von Baader aus Jacobi's Festrede citirte Stelle erfuhr in dem Wiederabdrucke im 6. Bande der Jacobi'schen Werke (S. 59) offenbar eine Abänderung.

Im Jahre 1806 war Schelling von Würzburg, wo er seit 1803 gelehrt hatte, nach München gekommen und hatte im Jahre 1808 als Vorstand und Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste bleibenden Sitz daselbst genommen. Im Jahre 1806 war es, wo sich die beiden Forscher zuerst persönlich kennen lernten und in freundschaftliche Verhältnisse traten. Beide hatten sich bis dahin in ihren Schriften als selbständige geniale Forscher anerkannt, beide waren von Kant ausgegangen, und wussten sich namentlich in der Naturphilosophie bis auf einen gewissen Punct mit einander einverstanden. In weiter zurückliegenden Fragen waren sie sich aber ihrer Differenz wohl bewusst und während Baader in Schelling zu viel Spinoza und Fichte fand, wenn auch nur verwandtschaftsweise, glaubte Schelling in Baader zu viel Mystik, insbesondere zu viel J. Böhme und St.-Martin anzutreffen, oder doch deren Ideen durch Baader nicht zu strengwissenschaftlicher Form durchgebildet zu sehen. Schelling hatte sich längst als Philosoph einen ungleich grösseren Ruf erworben und musste sich als philos. Schriftsteller Baader gegenüber für bedeutend überlegen erachten. Allein im persönlichen Gespräche und Verkehr vermochte er ihm nicht das Gleichgewicht zu halten. Schelling hatte nicht in besonderem Grade die Gabe der freien Rede im persönlichen Verkehr und nicht jene geistige Macht, welche zündend und beherrschend im geselligen Verkehr hervortritt. Diese Gabe der freien Rede zu jeder Zeit und unter allen Umständen und jeder, auch der gewaltigsten geistigen Macht gegenüber, diese zündende und beherrschende Gewalt des Geistes stund aber Baader in hohem Grade zu Gebote. Sie blieb auf Schelling nicht ohne tiefeingreifenden Einfluss. Es würde dafür ein positives Zeugniß schon aus jener Zeit vorhanden sein, wenn die Vermuthung *) eines Forschers, der Schelling wie Baader sehr hoch stellt,

*) Vergl. die Recension der Vorhalle zur Lehre Baader's in der theologischen Quartalschrift, Jahrgang 1836, S. 685. „In seinen Jahrbüchern der Medicin bezeichnet er (Schelling) ihn (Baader) sogar, zwar ohne ihn zu nennen, aber unverkennbar, — als den Forscher, in welchem Sein und Wissen eins geworden sei, der daher nicht wie Andere erkenne, sondern welcher die Persönlichkeit des Erkennens selbst sei.“ Wenn die Aeusserung nichts Anderes beweist, so beweist sie wenigstens die Macht des Eindrucks, welchen Baader auf Schelling bei der ersten persönlichen Bekanntschaft hervorbrachte.

gegründet sein sollte, dass eine Aeusserung Schelling's in den Miscellen der Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft auf Baader zu beziehen sei. Schelling sagt nemlich in der angeführten Stelle: „Einen kenne ich, der ist von Natur ein unterirdischer Mensch, in dem das Wissen substantiell und zum Sein geworden ist, wie in den Metallen Klang und Licht zu gediegener Masse. Dieser erkennt nicht, sondern ist eine lebendige, stets bewegliche und vollständige Persönlichkeit des Erkennens *)“. In der That möchte schwer zu sagen sein, auf wen diese Stelle zielt, wenn nicht auf Baader, und der Zeitpunct, in dem sie geschrieben wurde, die Zeit der ersten persönlichen Bekanntschaft mit Baader, unterstützt diese Vermuthung nicht wenig. Ausser an Baader könnte man bei dieser Aeusserung nur an Schleiermacher, Hegel oder Steffens denken. Aber auf keinen von diesen passt sie so gut als auf Baader. Der überfluthende Gedanken- und Redestrom Baader's im persönlichen Verkehr scheint indess doch nach und nach Schelling mehr oder minder lästig geworden zu sein. Wenigstens ist aus dieser Zeit in München eine wohlbeglaubigte Tradition vorhanden, nach welcher Schelling einmal gegen einen Dritten geäussert hat, so oft er von einem philosophischen Gespräche mit Baader herkomme, habe er stets einige Stunden zu thun, um sein eigenes Concept wieder zu finden. Auch gab er gelegentlich über Baader's unwiderstehliche Lust und Freude, mit jüngern Männern zu verkehren und ihnen begeistert und begeisternd seine Ideen vorzutragen, sein Missfallen zu erkennen. Hat Herr von Baader wieder Almosen ausgetheilt, fragte er einst bei einem Besuch Frau von Baader, als eben mehrere junge Leute hinweggegangen waren. Dennoch war der Einfluss Baader's auf Schelling zu dieser Zeit mächtig und offenbarte sich in dem Grade, dass die von dem Letzteren schon in seiner Schrift: Philosophie und Religion, im Jahre 1804 gemachten noch unklaren Ansätze zu einer tieferen Fassung des Absoluten etc. zum Durchbruch kamen und in den Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit etc. die entscheidende Wendung Schelling's zum Theismus hin hervortrat. Es ist anderwärts **) nachgewiesen, mit welcher Anerken-

*) Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft, 1806, II. 285.

**) Vorrede zu der 2. Ausgabe der kleinen Schriften Fr. Baader's (Leipzig, Bethmann 1850) LXXIII ff., auch bes. abgedruckt unter der Aufschrift: Fr. v. Baader in seinem Verhältniss zu Hegel und Schelling. Ib. 1850.

nung Schelling in den genannten Untersuchungen sich an verschiedenen Stellen auf Baader bezieht und beruft, und zwar, was den gewaltigen Umschwung in Schelling am unverkennbarsten offenbart, in Lehrpuncten, in deren Betreff er früherhin das directeste, schneidendste Gegentheil gelehrt hatte *). Erkannte Baader freudig in Schelling's Untersuchungen über die Freiheit einen bedeutenden Fortschritt seines Philosophirens, eine tiefsinnigere Lehre über Gott und Welt, als dessen frühere war, und eine bedeutsame Annäherung an seine eigene längst errungene Weltanschauung an, so war er sich doch erheblicher Differenzen bewusst und konnte nicht einmal zugeben, dass sein Standpunct von Schelling erreicht, geschweige dass er von ihm überflügelt worden sei. Aber das hohe Streben Schelling's erschien ihm so bedeutsam, von seinem genialen Geiste liess sich im Verfolgen der eingeschlagenen Richtung so Grosses und Gewaltiges erwarten, dass Baader den von Jacobi gegen Schelling unternommenen Angriff in der Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung entschieden missbilligte und sogar dem von dem hochgereizten Schelling jenem Angriffe entgegengestellten Denkmal Jacobi's, wenigstens soweit es die Jacobische Trennung der Naturweisheit von dem Theismus und die Entzweiung des Kopfes und Herzens bekämpft, seinen Beifall nicht versagte **).

Unter dem 8. Februar 1807 wurde Baader zum Rathe bei dem Oberbergamt ernannt und unter dem 16. Novbr. 1808 dem nunmehrigen Oberstbergrath F. v. B. die Verbindlichkeit auferlegt, den zu München befindlichen Eleven Vorlesungen über die Bergbaukunde und Probirkunst während der Wintermonate zu halten. Es konnte nicht ermittelt werden, wie viele Jahre lang B. diese Wintervorlesungen hielt, bei welchen er das berühmte Werk von Delius zu Grunde legte. (Vergl. wichtigste Lebensmom. etc. 2. Heft S. 4.) Der geh. Rath Friedrich von Schenk erfreute sich um jene Zeit des bergwissenschaftlichen Unterrichts Baader's und erinnert sich noch heute mit grösster Anerkennung seiner Lust, Liebe und Begeisterung zu dieser Wissenschaft entzündenden Vorträge.

*) Fr. v. Baader in seinem Verhältniss zu Hegel und Schelling. p. CIII. ff.

**) Baader's s. Werke I. 65.

Am 12. Januar 1808 wurde Baader als ordentliches residirendes Mitglied der ersten Classe in die königl. Akademie der Wissenschaften zu München aufgenommen. Das betreffende Diplom ist von Jacobi als Präsidenten unterzeichnet. Noch in demselben Jahre wurde ihm, wie es in der bezüglichen Urkunde heisst, als einem jener Männer, welche durch Auszeichnung in ihrem Wirkungskreise sich um das Vaterland zu vorzüglichem Danke verdient gemacht haben, der eben damals neu errichtete Civil-Verdienst-Orden der baierischen Krone und zwar die Ritterwürde dieses Ordens, welche den persönlichen Adelstand einschliesst, verliehen. Das Diplom, ausgestellt am 19. Mai 1808, ist vom Freiherrn von Montgelas als Grosskanzler unterzeichnet. Als zufolge allerhöchster Verordnung vom 23. December 1812 allgemein die Adelsnachweisung verlangt wurde, war es natürlich für Baader leicht, dieser Nachweisung zu genügen und es wurde ihm in einem eigenen vom Vorstande des Reichsheroldenamts und vom Reichsherold ausgefertigten und vom Minister Freiherrn v. Montgelas unterzeichneten Matricular-Extract vom 6. Juli 1813 die geschehene Einverleibung in die Ritterclasse des Königreichs Baiern mit vorbehaltener Transmission des Adels auf einen ehelichen oder adoptirten Sohn in die Adelsclasse angezeigt.

ab 1809:

Wie Baader das damalige politische Treiben in Baiern ansah, kann man ziemlich deutlich aus einem Briefe ersehen, den er unter dem 13. April 1808 an seinen Bruder Clemens Aloys schrieb.

»Ich benütze die Gefälligkeit des von hier nach Ulm abreisenden kaiserl. österr. Legationsraths von Dolé, um Dir viele Grüsse von mir und den Meinigen zu sagen, und Dir zu melden, dass auch wir uns hier, Gottlob! wohl befinden. Ihr in Ulm steht noch immer auf dem Sprunge, und werdet wohl mit der neuen Organisationsfluth (unda undam pellit) weggewaschen, und irgendwo wieder als Niederschlag abgesetzt, auf alle Fälle aber dabei nach Präfect- oder Hofcommissär-Art und Weise dissolvirt, was indess erst nach der grossen Uniformirung nach der westphälischen Stickerei, mit der man hier noch nicht im Reinen ist! geschehen kann. Ich rathe Dir übrigens, Dich und Deine Haushaltung für alle Zukunft mobil, und auf Feldjägerart einzurichten, und Dich im Bivaquieren zu üben. — Wäre das Leben nur nicht zu kurz, und der Beutel! so würden wir noch ungleich mehr organisiren,

und Ihr Herren der Provinz würdet gar nicht mehr vom Sattel kommen. — Ab organisationibus libera nos, Domine! Amen!“

Im Jahre 1809 hatte Baader auf einer Geschäftsreise zu Nürnberg Schubert persönlich kennen gelernt und diesen zum Studium der Werke St. Martin's aufgemuntert. In seiner Selbstbiographie (II, 350 ff.) schildert Schubert seine erste Zusammenkunft mit Baader in folgender Weise:

Ein fremder Herr hatte mich zu sprechen gewünscht; ich ging, sobald ich konnte, zu ihm hin in den Gasthof zum rothen Ross. Das war kein Vorüberreisender wie die anderen sind, die man ohne tiefere Theilnahme kommen und gehen sieht, sondern einer von jenen uns seltener Begegnenden, welche gleich bei dem ersten Sehen und Sprechenhören für immer in unserer Erinnerung einheimisch werden. Es war Franz v. Baader aus München, der Meister in der Kunst: durch grossartige Umrisse der Gedanken die Höhe wie die Tiefe zu bezeichnen, in welche das Gebiet des geistigen Erkennens wie des Glaubens (das Eine mit dem Anderen, das Erste nicht ohne und nur durch das Andere) sich zu erheben und zu versenken vermag. Der seltene Mann hatte einen solchen lebendigen Eifer und eine so kräftige Gabe, andere Seelen zum Aufmerken auf das zu wecken und zur Erkenntniss dessen hinzuführen, was ihm des Erkennens würdig erschien, dass ich kaum jemals sonst bei einem anderen Lehrer gleich in der ersten Stunde so wesentlich viel gelernt habe, als bei ihm. Da gab es keine Einleitung, noch lange Einladung; er führte mich alsbald in die Mitte seines grossen Epos, er setzte mich sogleich als Tischgenossen zu seiner reichen, geistigen Mahlzeit hin. Er erwähnte unter andern in seinem belehrenden Gespräche der Schriften des St.-Martin, von welchem ich schon in Dresden durch meine Freundin, die Generalin Kroke, gehört, niemals aber etwas gelesen hatte; er empfahl mir, als gerade meinem damaligen geistigen Bedürfnisse sehr entsprechend, die vertraute Bekanntschaft mit St.-Martins Werken, zunächst mit einem „Vom Geist und Wesen der Dinge“ (Esprit des choses), das er mich mit der Feder in der Hand zu lesen d. h. zu übersetzen rieth. Er versprach mir, dass diese erste, nur im Vorübergehen angeknüpfte Bekanntschaft der Anfang eines länger fortwährenden geistigen Verkehres zwischen ihm und mir werden sollte. Ich schied mit dankbarer Achtung

von dem Manne, es erregte meine tiefe Bewunderung, dass er, der weltberühmte Meister des Wissens sich nicht schäme, das einfältige Bekenntniss von der Gotteswahrheit des Evangeliums laut und unverholen auszusprechen.

Baader eröffnete zuerst den geistigen Verkehr zwischen uns Beiden, zu welchem er mir Hoffnung gegeben; er schrieb mir bald nach seiner Zurückkehr nach München. Was er schrieb, das war nur eine Fortsetzung unseres Gespräches, eine Bekräftigung und Wiederholung dessen, was er durch seine Worte in mir erregt hatte. Zugleich ermahnte er mich nochmals zum aufmerksamen Lesen von St.-Martin's Schriften, zur deutschen Bearbeitung seines Esprit des choses. Ich konnte jetzt wieder mit Muth und Freudigkeit an eine solche Arbeit denken; jenes mir ferner stehende Gebiet des Unterrichtes, in welches ich mich, nach dem weit ausgreifenden Plane, den ich mir dafür entworfen hatte, mit Daransetzung aller meiner Zeit und Kräfte hineinarbeiten wollte, lag nur noch für kurze Zeit auf mir, und ich durfte nur aus den bereits gesammelten Vorräthen das herausnehmen, was mir für einen Abschluss meiner Aufgabe am meisten geeignet erschien; der Unterricht aber in der Naturgeschichte war mir leicht, hatte für mich keine so grosse Schwierigkeit, sein Gebiet war mir von Jugend auf ein heimathliches gewesen. Darum säumte ich nicht, mir alsbald St.-Martin's Werke zu verschaffen und die Arbeit meiner Uebersetzung zu beginnen. Mit Freuden sah mich Henriette wieder bei meiner Beschäftigung, in welcher ich mich selbst recht glücklich fühlte, weil dieselbe, ebenso wie mein mündliches Lehrer-geschäft, auf dem natürlichen Wege meines inneren Berufes lag. Ich habe über mein Buch nur wenig zu sagen, weil es nicht mein eigenes, sondern ein fremdes Werk war, und erwähne nur im Vorübergehen, dass meine Uebersetzung im Jahre 1811 bei Reclam in Leipzig erschien, und durch eine gehaltvolle Vorrede von Franz Baader in die Oeffentlichkeit eingeführt wurde. Wer jedoch den Geist und Sinn von St.-Martin's Schriften besser und näher noch als aus diesen selber, wer die Wirksamkeit jenes Mannes auf seine Zeit und seine Bedeutung für diese recht verstehen will, der nehme sich den Vater Matthias Claudius, den redlichen Wandsbecker Boten, zu seinem Führer, namentlich in seiner Uebersetzung von St.-Martin's »Irrthümer und Wahrheit.«

Als Schubert im Jahre 1812 das St. Martin'sche Werk: *De l'Esprit des choses*, in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: *Vom Geist und Wesen der Dinge oder Philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseins*, wobei der Mensch überall als die Lösung des Räthsels betrachtet wird (Zwei Theile, Leipzig, Reclam 1811 und 1812), erscheinen liess, schrieb Baader eine Vorrede dazu voll Geist und Leben.

Schon seit dem Jahre 1803 hatte Baader sich mit dem Gedanken, das Glaubersalz zur Glaserzeugungskunst mit praktischem Erfolge nutzbar zu machen, beschäftigt. „Im Jahre 1803, äussert er selbst hierüber, erhielt ich bei Besuchung einiger Glashütten an der böhmischen Gränze Veranlassung, mehre Versuche nach Lampadius' Angaben theils selbst mit Glaubersalz vorzunehmen, theils von Andern vornehmen zu lassen, deren Resultate mir wenigstens so viele Hoffnung gaben, die sich hier noch äussernden Schwierigkeiten doch noch heben zu lernen, dass ich später, bloss auf diese Hoffnung hin und von der Wichtigkeit des Gegenstandes für Glashütten- und Forstwirthschaft überzeugt, selbst eine grosse Tafelglashütte im sogenannten baierischen Walde an der böhmischen Gränze anlegte, auf welcher diese Versuche so lange im Grossen fortgesetzt werden sollten, bis der vorgesteckte Zweck erreicht sein würde. Mein gnädigster König unterstützte mich zu diesem zwar verdienstvollen aber kostbaren und gewagten Unternehmen durch käufliche Ueberlassung einer hiezu nöthigen Gebirgswaldung (des Lammer und Blachendorfer Waldes) ausser der Licitation und nach dem Ertragswerthe derselben. Im Jahre 1808 und bald nachdem meine Anlage vollendet war, veranlasste ich meinen Collegen, den Akademiker Gehlen, diesen Gegenstand zu bearbeiten und lud ihn, nachdem solcher eine Reihe von Versuchen im Kleinen gemacht hatte, welche für die Methode Laxmann's oder Lampadius' (mit Kohlenzusatz) zu entscheiden schienen, zu mir auf meine Salin-Tafelglasfabrik Lambach, damit er durch Versuche im Grossen sich von der Ausführbarkeit oder Nichtausführbarkeit jener Methode unter verschiedenen Abänderungen etc. überzeugen möge“ *).

Da aber Dr. Gehlen's angestellte Versuche kein vollkommen befriedigendes Ergebniss gewährten, so schlug Baader einen andern

*) Baader's s. Werke VI, 244—245.

Weg zur Beseitigung der noch entgegenstehenden Schwierigkeiten ein. Die Bemerkung, dass chemische Verbindungen und Zersetzungen der Stoffe manchmal im Feuer (auf trockenem Wege) vollständig nur gelingen wollen, wenn man dieselben vorerst der chemischen Reaction auf nassem Wege unterwirft, brachten ihn auf den Einfall, dieses Hilfsmittel auch hier zu versuchen, nemlich das Glaubersalz mit dem Kalk- und Kohlenantheil erst zusammen einzusieden, und sonach diese zusammengesottene und wieder getrocknete Masse der Kieselerde oder dem Kiese beizumengen. Durch dieses nasse Fritten hoffte er eine ungleich innigere, wenigstens halb schon chemische oder sogenannte vorbereitende Verbindung der Gemengtheile zu erhalten, und besonders die blähende Kraft der Kohle durch die grosse Zertheilung derselben, welche bei trockener Mischung auf keine Weise erlangt werden konnte, zu bändigen *).

Schon der erste auf seiner Glashütte von ihm hiemit angestellte Versuch bewies ihm die Richtigkeit seiner Vermuthung und nachdem er in der Fortsetzung seiner Versuche ein befriedigendes Ergebniss gewonnen hatte, übergab er im Januar 1809 der österreichischen Gesandtschaft in München ein Promemoria, worin er sich äusserte: »er habe einen Handgriff entdeckt, nicht nur die glaubersalzhaltige ungarische Soda, sondern auch Glaubersalz allein, nur mit einer äusserst wohlfeilen und leichten Vorbereitung, zur Glasfabrication nicht nur ebenso gut und mit demselben Erfolge nutzen zu können, als man bisher Pottasche oder Soda nützte, sondern noch reiner und beinahe doppelt schneller mit diesem Surrogate Glas zu schmelzen, wodurch also in derselben Zeit, mit derselben Feuerung und in demselben Ofen dieselbe Glasmenge erzeugt werden könne, welche man sonst nur in doppelter Zeit, mit doppeltem Holzaufwande und in zwei Oefen zu schmelzen im Stande sei.«

Da Baader nicht alsbald von der k. österr. Regierung Antwort erhielt, glaubte er sich nicht gebunden und bot sein Geheimniss der Glashüttengesellschaft Hessel und Voith in Kärnthen an, reiste auch selbst auf deren Glashütte auf der Lavamünder Alpe, verliess dieselbe aber unbefriedigt, da er dort Mangel an Glaubersalz und der zum Mischen und Abdampfen nöthigen Vorrichtungen

*) Baader's s. Werke VI, S. 246—247.

antraf. Da Baader unterdessen am 9. Juni 1810 von der österr. Regierung um weitere Erläuterungen über seinen Vorschlag und zugleich um die Bedingungen und Begünstigungen, unter denen er solche mittheilen wollte, befragt worden war, so ging er auf der Rückreise von der Glashütte St. Vincent auf der Lavamünder Alpe nach Wien und erneuerte der Regierung seine Anträge *).

Die österr. Regierung ordnete nun alles Nöthige an, die angebliche Erfindung Baader's durch Versuche zu erproben.

Zuerst wurden, gemeinschaftlich mit Baron Jaquin und Director von Widmannstädten, eilf vorläufige Versuche im Kleinen gemacht. Da diese Versuche gelehrt hatten, dass die Pottasche zur Hälfte oder zu zwei Dritttheilen erspart und durch Glaubersalz ersetzt werden könne, dass dazu der Zusatz von Kalk und etwas Kohle unentbehrlich, und Baader's Vorbereitung auf nassem Wege einige Vorthelle gewähre, so liess sich die Porzellan- und Spiegelfabrikdirection bereitwillig finden, dem Oberstbergrath Baader, seinem Wunsche gemäss, zu einem Versuche im Grossen auf der Spiegel-fabrik zu Neuhaus Gelegenheit zu verschaffen. Baader führte also vom 16. bis zum 20. Februar 1811 auf Kosten der Fabrik einen Versuch im Grossen durch. Das Ergebniss des Versuchs war, dass ein Glas gewonnen wurde, welches vollkommen rein geschmolzen war, ohne Glasgalle abzusetzen. Das Glas war vollkommen gleich geflossen, sehr dünnflüssig, schnell erstarrend und nach dem Erstarren sehr hart und dicht, aber von dunkler Hyacinthfarbe, so dass es zu Spiegeln nicht zu brauchen war. Um es zu entfärben, liess Baader zwei Pfund trockenen Salpeter in die flüssige Glasmasse rühren, allein die Farbe wurde dadurch kaum merklich geändert.

Nachdem durch diesen grossen Versuch (und einen kleineren, der kein wesentlich verschiedenes Ergebniss hatte) bewiesen war, dass man bei der in der Neuhauser Glashütte üblichen Mischung zwei Dritttheile der Pottasche durch Glaubersalz ersetzen, und daraus in kürzerer Schmelzzeit und mit Ersparung an Brennmaterial eine gute, die bisher erzeugte an Leicht- und Dünnflüssigkeit, an Reinheit und Dichtigkeit übertreffende, zum Schleifen und Poliren gleich taugliche Glasmasse erhalten könne, deren ungünstige

*) Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts zu Wien von Prechtl. Wien, Gerold, 1820. B. II. S. 203.

Färbung man durch kleine Abänderungen in dem Mengungsverhältnisse, vorzüglich durch Abbruch an Kohle, heben zu können, mit aller Wahrscheinlichkeit hoffen durfte, so wurde auf allerhöchsten Befehl des Kaisers unter den Augen einer eigenen Commission, zu deren Chef der damalige Staats- und Conferenzzrath Graf Chorinsky und zu deren Mitgliedern der Herr Hofrath von Niedermayr, die Professoren Freiherr von Jaquin und Ritter von Scherer, dann die Directoren von Widmannstädten und Prechtl ernannt waren, auf der Spiegelfabrik zu Neuhaus in der letzten Hälfte des Monats August 1811 ein zweiter Versuch im Grossen vorgenommen. Baader machte hier zwei Mischungen.

Der Glassatz A bestand aus:

155	Pfund	Kies,
97	Pfund,	12 Loth trockenem Glaubersalz,
28	"	6 " Pottasche,
51	"	12 " Kalk,
3	"	3 " Kohle.

Vom Eintragen der Masse bis zum Gusse vergingen 49 Stunden. Es wurden 33 Pfund Glasgalle abgeschöpft. Das Glas war von Aquamarinfarbe, sehr flüssig, schnell erstarrend, sehr hart, am Stahle mässig feuerschlagend. Es wurde daraus eine Spiegelplatte gegossen, welche unbeschnitten 102 W. Zoll hoch, und 57 Zoll breit, aber am oberen Theile durch Eisenoxydflecken, die durch das unvorsichtige Eintauchen eines eisernen Löffels in die geschmolzene Glasmasse kurz vor dem Gusse entstanden waren, verunreinigt war, daher nur ein reines Glas daraus geschnitten werden konnte, welches im reichen Schnitte 75 Zoll Höhe und 40 Zoll Breite hatte. Der fragliche Spiegel war 73 Zoll hoch und 37 Zoll breit. Nach Scholz befindet sich dieser Spiegel in dem Fabrik-Producten-Cabinette im k. k. polytechnischen Institute zu Wien. Er soll nach diesem Berichterstatter die Objecte blass reflectiren und dadurch die Gesichter entstellen.

Der Glassatz B bestand aus:

165	Pfund	Kies,
114 $\frac{1}{2}$	"	Glaubersalz,
21	"	Pottasche,
44	"	Kalk,
3 $\frac{1}{2}$	"	Kohle.

Die Schmelzzeit währte eben so lange, wie beim Glassatze A. Es wurden $40\frac{1}{2}$ Pfund Glasgalle abgeschöpft. Die daraus gegossene Glasplatte war 105 Zoll lang und 57 Zoll breit, aber so voll Bläschen und Fäden, dass nur kleine Stücke daraus geschnitten werden konnten, die auch nicht brauchbar waren, sondern nur als Proben dienen sollten; das grössere unreine, auf der Tafel liegen gebliebene Stück zersprang kurz darauf von selbst in fünf Stücke. Dieses Glas war dunkler aquamarin gefärbt als das vom Glassatze A.

Nach beendigten Versuchen wurde von allen Commissionsgliedern anerkannt, dass durch einen Fluss, in welchem zwei Drittheile der Pottasche durch Glaubersalz ersetzt sind, und welcher die vom Oberstbergrath Baader vorgeschlagene Vorbereitung auf nassem Wege erlitten hat, mit Abkürzung der Schmelzzeit, also mit Ersparung an Brennmaterial, ein schönes, dauerhaftes, leichtflüssiges, sehr hartes, besonders glänzendes, aber lichtaquamarin gefärbtes Glas erzeugt werden kann. Ungeachtet nach Baader's Methode die Pottasche nicht ganz entbehrt werden konnte, ungeachtet das richtige Verhältniss der Bestandtheile zum Glaubersalzglase noch auszumitteln war, ungeachtet das Glas wegen seiner Färbung zu Spiegeln nicht verwendet werden konnte, und die Nothwendigkeit vieler Versuche, seine Entfärbung zu bewerkstelligen, vorausgesehen wurde, ungeachtet die Anwendbarkeit dieses Glases für Hohl- und Tafelwaare nicht erwiesen war, weil man nicht wusste, ob in den gewöhnlichen Hohlglasöfen die zur Erzeugung desselben nothwendige höhere Temperatur würde hervorgebracht und ob das geschmolzene Glas seiner Dünnschmelzbarkeit wegen auf der Pfeife würde verarbeitet werden können, ungeachtet der Einsiedungsprocess eine sehr lästige Vorbereitung ist: bewilligten Seine Majestät der Kaiser dem Oberstbergrathe v. Baader, nach Ueberreichung einer eigenen, seine Verfahrensmethode beschreibenden Abhandlung, durch ein Rescript vom 23. Octbr. 1811 eine Remuneration von 12,000 Gulden W. W. *)

*) Ausserdem sind ihm auch die Reisekosten vergütet worden, wie aus einem Briefe von Joseph an Clemens Aloys Baader hervorgeht, worin sich die Stelle findet: „Dass Bruder Franz seit drei Wochen nach einer Abwesenheit von einem Jahre weniger vierzehn Tagen wieder hier ist, wirst Du schon wissen. Seine Unternehmung zu Wien ist vollkommen gelungen,

So stellt Prof. Scholz den Sachverhalt dar in seiner sehr lehrreichen Abhandlung: Ueber das Glaswesen und seine Vervollkommnung in den neuesten Zeiten, vorzüglich in der österreich. Monarchie, im II. Bande der Prechtl'schen Jahrbücher des k. k. polytechnischen Instituts in Wien (Wien, Gerold, 1820) S. 130—235. Baader selbst hatte schon im Jahre 1811 gleich nach den Neuhauser Versuchen in einer eigenen Abhandlung seine Verfahrensmethode beschrieben und zu Wien eingereicht. Es ist offenbar dieselbe Abhandlung, die er im Jahre 1814 *) erweiterte und die im Jahre 1815 in der Zeitschrift: Erneuerte vaterländische Blätter für den österr. Kaiserstaat (Wien, A. Strauss) S. 25 ff. unter dem Titel: Anleitung zum Gebrauche der schwefelsauren Soda oder des Glaubersalzes anstatt der Pottasche zur Glaserzeugung, im Druck erschien **). In dieser Abhandlung erklärt Baader: „Und so geht denn aus dieser Geschichte (der Versuche, ein brauchbares wohlfeileres Surrogat für die Pottasche zu gewinnen) deutlich genug und unwidersprechlich hervor, dass das von mir zu lösende und gelöste Problem nicht etwa in der Wahl des Stoffes bestand, welcher als Surrogat der Pottasche dienen könnte, indem diese Wahl bereits lange vor mir auf das Glaubersalz beschränkt war, aber auch ebenso wenig in der Wahl der bisdahin aufgefundenen Weisen, dieses Salz (ohne Einschränkung) auf Glashütten zu nützen, sondern dass hier, in Ermangelung auch nur einer im Grossen wirklich Stich haltenden Methode der Nutzbarmachung des Glaubersalzes, eine solche erst aufzufinden war ***).“ Ferner behauptet er ausdrücklich, aus dem Gemenge von beinahe $\frac{2}{3}$ Pfund Glaubersalz und $\frac{1}{3}$ Pfund Pottasche ohne Zusatz entfärbender Stoffe ein ungleich farbloseres, spiegelnderes und überhaupt besseres

er hat über alle seine Gegner triumphirt und sich grosse Ehre erworben. Da er aber vorher keine Bedingungen gemacht, sondern seine wichtige Entdeckung der österreich. Regierung auf Discretion hingegeben hat, so ist er mit einer einstweiligen Entschädigung für seine Reise von 3300 Gulden in Münze und dem Versprechen einer glänzenden Belohnung zurückgekommen, welche er also zu erwarten hat.“

*) Vergl. Baader's s. Werke VI, 270 in der Anmerkung.

**) Wiederabgedruckt in Franz Baader's kleinen Schriften. Zweite Ausgabe (Leipzig, Bethmann 1850) S. 439—482. Dann im VI. Bande der s. Werke S. 227—272.

***) Baader's s. Werke VI, 246.

Glas erhalten zu haben, als sein sehr gutes aus Pottasche erzeugtes Tafelglas war. Nur wenn zu weich auf dieses Glas eingelegt (bedeutend mehr Glaubersalz, als nöthig, genommen) worden sei, habe sich wie bei dem Sodagläse überhaupt Abnahme der Helle und zwar ein düsteres Grau oder die sogenannte Unfarbe bemerken lassen. Alle folgenden Versuche und Schmelzproben, vorzüglich die in Neuhaus, hätten die Richtigkeit seiner Manipulation bestätigt, und ausser allen Zweifel gesetzt, dass das wohlfeilere Glaubersalz, auf diese Weise behandelt, nicht nur vollkommen die Dienste der Pottasche und der Soda bei der Glasfabrication leiste, folglich diese beiden Flüsse surrogire, sondern dass dasselbe auch in technischer Hinsicht bedeutend mehr als jene beiden Stoffe leiste. Auch gibt er nicht zu, dass das nach seiner Methode gewonnene Glaubersalzglas nicht für alle Glassorten, besonders nicht für Spiegel, sich eigne, und erklärt, die allerdings bei mehreren Versuchen wahrgenommene leichte Färbung des Glases sei nicht dem Glaubersalz selbst zuzuschreiben, sondern entspringe aus leichtvermeidlichen Fehlern bei der Zurichtung oder zufälligen Verunreinigungen *).

Uebrigens sollte ihm auch ein Prioritätsstreit der Erfindung nicht erspart bleiben. Zuerst liess es sich Dr. Oesterreicher anlegen sein, dem Publicum die Meinung beizubringen, als ob Baader's Methode, das Glaubersalz zum Glasschmelzen anzuwenden, eigentlich nur die seinige wäre. Allein diese Ansprüche scheinen bald aufgegeben worden zu sein *). Mit mehr Schein suchte man darauf in Wien die Meinung zu verbreiten, dass das Verdienst der erwähnten Erfindung dem Akademiker und Professor Gehlen gebühre. Baader verwahrte sich gegen diese Annahme mit Gründen, welche vollgültig erscheinen, und die um so weniger widerlegungsfähig sind, als sie auf streng nachweisbaren Thatsachen beruhen. Baader hatte das von ihm später gelöste Problem schon im Jahre 1803 ins Auge gefasst und die Lambacher Glashütte in der Hoffnung gekauft, dass ihm durch dort von ihm beabsichtigte Versuche die Lösung jenes Problems gelingen werde, während Gehlen im Jahre 1809 erklärte, dass er sich „länger denn seit einem Jahre“ mit auf Lösung jenes Problems abzielenden

*) Baader's s. Werke VI, S. 266. Vergl. S. 244.

**) Ibid. S. 242.

Versuchen beschäftigt habe *). Baader war es, der Gehlen erst veranlasste, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen und ihn im Jahre 1808 einlud, auf seiner Glashütte Lambach durch Versuche im Grossen sich von der Ausführbarkeit seiner bei einer Reihe von Versuchen im Kleinen angewandten Methode zu überzeugen. Selbst wenn Gehlen's zu Lambach angestellte Versuche im Grossen gelungen wären, würde ein grosser, wenn nicht der grösste Theil, des Verdienstes der Erfindung Baader gebührt haben. Allein Gehlen's Versuche mochten allenfalls die Lösung des Problems dem Ziel um einen Schritt näher gebracht haben, obgleich auch dies nicht gewiss ist, so lange man nicht genau weiss, wie weit Baader schon vor Gehlen's Versuchen gekommen war, die volle und ganze Lösung des Problems war jedenfalls Gehlen zu Lambach nicht gelungen. Denn bei allen zu Lambach nach Gehlen's Methode ausgeführten Versuchen stellte sich jenes Blähen und Steigen des Glases ein, welches die sachdienliche Bearbeitung der Masse unmöglich machte.

Die Wahrheit dieser Behauptung Baader's, welche ihn berechtigte, den Versuch Gehlen's zu Lambach als technisch misslungen zu erklären, geht unwiderleglich aus dem ausdrücklichen Eingeständnisse Gehlen's hervor, dass das Glas bei seinem Lambacher Versuche, nachdem es vollkommen rein und gut gewesen sei, nach drei bis vier Stunden angefangen habe, zu arbeiten und aufzubrausen und nun blasig geblieben sei **). Dieses Aufbrausen der flüssigen Glasmasse konnte sich Gehlen nicht erklären, aber der in der Technik der Glasmacherkunst wohlerfahrene Baader belehrte ihn nicht bloss, dass jenes Aufbrausen eine in allen Glashütten ganz bekannte Erscheinung sei, sondern er gab ihm auch den Grund jener Erscheinung an, welchen er in der für das Natronglas zu grossen Hitze nach dem vollendeten Processe fand, und eben diese von Gehlen nicht überwundene Schwierigkeit wusste Baader in seinen weiteren Versuchen mit zu überwinden.

*) Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 und 1810. München 1811, S. 198. Dort sagt Gehlen auch, äussere Veranlassung habe seine Thätigkeit unter anderem auch auf diesen Gegenstand gelenkt, ohne zu bemerken, dass Baader's Aufforderung diese äussere Veranlassung war.

**) Ibid. S. 220.

Welche grosse Achtung Gehlen für die Kenntnisse und Erfahrungen Baader's in diesem technischen Gebiete hatte, ist aus seiner Erklärung ersichtlich, dass er (B.) ihm, ausser der Möglichkeit, seine Versuche im Grossen auszuführen, durch seine Erfahrung die beste Kritik für seine (Gehlen's) Ideen gewährt und oft ihm neue dargeboten habe *). Endlich ist nicht bekannt geworden, dass Gehlen gewagt hätte, der öffentlichen Verwahrung Baader's mit einer öffentlichen Erklärung entgegenzutreten.

Im Jahre 1811, kurz nach der Erprobung der Baader'schen Methode zu Neuhaus bei Wien, erschien in Schweigger's Journal für Chemie und Physik ein Auszug der am 6. Juli 1809 in der Akademie der Wissenschaften zu München vorgelesenen Abhandlung Gehlen's: Ueber Anwendung des Kochsalzes und Glaubersalzes zum Glase. In diesem Auszuge jener Abhandlung findet sich S. 107 folgende Stelle: »Fr. Baader glaubt bei fortgesetzten Versuchen im Grossen darin die beste Anwendungsart des Glaubersalzes gefunden zu haben, dass er ein bestimmtes Verhältniss von Glaubersalz (Quarz), gebranntem Kalk und Kohle und einem Zusatze von Pottasche und Wasser in eisernen Kesseln bis zum Trocknen einsieden lässt, und diese Masse dann in die Häfen bringt. Diese Verfahrungsart scheint mir keine Verbesserung zu sein, da jener Einsiedungsprocess des ganzen Gemenges bei einer fortgesetzten grossen Fabrication sehr beschwerlich ist, und vielerlei andere Unbequemlichkeiten hat. Die Vortheile, die sie gewährt und welche man nach der Natur der in Reaction kommenden Substanzen und den Veränderungen, welche sie bei jener Behandlung erleiden, berechnen kann, lassen sich sicher auf leichtere Weise erreichen.« Mit Recht bemerkt Baader, dass Gehlen mit dieser Erklärung ihm seine Erfindung offenbar indirect selbst vindicire. In einem seiner technischen Studienbücher, welche im Nachlasse vorhanden sind, findet sich von Baader's Hand diese Stelle ausgezogen und wörtlich mit folgenden Bemerkungen begleitet:

- 1) Wer gab Gehlen das Recht, meine Methode drucken zu lassen?
- 2) Ich glaube nicht, ich weiss aus Erfahrung.

*) Beiträge zur wissenschaftlichen Begründung der Glasmacherkunst von Gehlen, in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1809 und 1810. München 1811, S. 199.

- 3) Es ist mir nie beigefallen, den Quarz mit einzusieden.
- 4) Diese Manipulation ist nicht bloss Verbesserung, sondern die Sache selber. *Savoir faire*, nicht *savoir écrire* (fac!).
- 5) Es scheint nicht, dass die Vortheile dieser Methode (welche eben allein das Glaubersalz brauchbar macht) schon berechnet sind; sie sind zum Theil chemisch, zum Theil mechanisch — z. B. Zertreibung und Mengung der Kohle.
- 6) Sicher lassen sich diese Vortheile nicht nur nicht auf andere, viel minder auf leichtere Weise erreichen. Denn jenes Einsieden ist technisch und ökonomisch Bagatelle.

Während seines Aufenthaltes zu Wien, der durch die Betreibung seiner auf seine technische Erfindung bezüglichen Angelegenheiten bedingt worden war, verkehrte Baader hauptsächlich mit Friedrich Schlegel. Es ist bemerkenswerth, dass Schlegel, auch nach den Mittheilungen Varnhagen's *), weder damals, noch später irgend einen erheblichen Einfluss auf B. geübt hat, während hingegen Baader Schlegeln gewaltig ergriff und, wie Varnhagen in schriftlichen Erklärungen bezeugt, ihn so erfüllte und begeisterte, dass er noch lange nachher ganz in Baaderschen Ideen und Ansichten lebte und frühere eigene, z. B. über das Symbolische in der gothischen Baukunst, über Freimaurerei, Lebensmagnetismus etc. dafür aufgegeben hatte **).

Im Jahre 1812 kaufte Baader das Graf Waldkirch'sche Gut und Schlösschen zu Schwabing bei München, wo er von da an bis zum Jahre 1832 mit seiner Familie wohnte.

Das Jahr 1813 ist für die schriftstellerische Thätigkeit Baader's bezeichnet durch die Gedanken aus dem grossen Zusammenhange des Lebens, welche zuerst in der von Schelling herausgegebenen Allgemeinen Zeitschrift von Deutschen für Deutsche

*) Varnhagen's Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2. Aufl. V, 210.

**) Noch im Jahre 1827 besuchte Schlegel Baader'n zu Schwabing, bei welcher Gelegenheit der Letztere sich scharf gegen die von dem Ersteren in der letzten Zeit eingeschlagene von der Wissenschaft sich entfernende Richtung aussprach. Die Briefe Baader's an Schlegel sind leider untergegangen.

(Bd. I, Heft 3 u. 4) erschienen, und durch die akademische Rede Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik *).

Diese tiefsinnige Rede wurde damals von Mehreren so sehr missverstanden, dass man darin einen pantheistischen Naturalismus ausgesprochen meinte. Begreiflicher Weise nahm auch Jacobi Anstoss an dieser Rede, ohne Zweifel Schelling'sche Tendenzen darin zu gewahren glaubend, und gewiss nicht weniger gereichte die dem einseitigen Spiritualismus entgegentretende Rede den Anhängern und Halbanhängern Jacobi's in der Akademie zum Aerger-niss. Konnte man von dieser Seite den Vortrag der Rede in der Akademie und sodann den Druck derselben nicht hintertreiben, so wollte man wenigstens (wie der Erfolg zeigte, vergeblich) verhindern, dass sie als in einer öffentlichen Versammlung der Akademie gelesen dem grösseren Publicum dargeboten werde. Wir lernen das Sachverhältniss am besten aus dem charaktervollen ritterlichen Schreiben kennen, welches Baader unter dem 31. October 1831 an das hochv. General-Secretariat der k. Akademie der Wissenschaften richtete:

An das hochverehrl. General-Secretariat der königl.
Akademie der Wissenschaften.

Der Verleger meiner den 16. d. Monats in der öffentlichen Sitzung gelesenen Rede zeigte mir vorgestern an, dass ihm von Seite eines hochverehrl. General-Secret. d. A. d. W. folgende Eröffnung gemacht worden ist:

Der Druck und die Herausgabe dieser Rede sei mir zwar (von der Akademie aus) gestattet, auf dem Titelblatt dürfe jedoch nicht stehen, dass diese Rede in einer öffentlichen Versammlung gelesen worden sei, und was die sonst übliche Abnahme von Exemplaren von Seite der Akademie betreffe, so könnte hierüber noch nichts bestimmt werden.

Diese mir gemachte und mich natürlich befremdende Anzeige nöthigt mich nun, folgende Bemerkungen einem hochverehrlichen General-Secretariat mit der ausdrücklichen Bitte zu überreichen,

*) Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik, gelesen in einer öffentlichen zur Feier des Namenstages Seiner Majestät des Königs 1813 gehaltenen Versammlung der königl. Akademie der Wissenschaften. München, J. Stöger (1813). S. s. Werke B. V, 1—34.

selbe der königl. Akademie vorzulegen. Ich mache diese Bemerkungen mit jener Freimüthigkeit, welche ein Mitglied eines freien republicanischen, bloss wissenschaftlichen Vereins, für welchen und nicht etwa für ein Bureau des sciences ich diese, wie jede Akademie der Wissenschaften, halten muss, seinen freien Mitbrüdern zu äussern, nicht nur bloss das Recht, sondern selbst die Verbindlichkeit hat.

Was nun den ersten Punct jener Eröffnung betrifft, so hat ohne Zweifel mein Verleger den Herrn General-Secretär missverstanden. Denn mir könnte es in der That so wenig als irgend einem Privaten (er sei Mitglied einer gelehrten Gesellschaft oder nicht) einfallen, bei einer solchen einzelnen gelehrten Gesellschaft oder auch bei allen, die existiren, anzufragen, ob ich irgend ein literarisches Product, welches nur sonst den allgemeinen Polizeierfordernissen zum Druck entspricht, öffentlich bekannt machen darf, oder soll?

Gegen den zweiten Punct der Eröffnung muss ich jedoch feierlich und um so ernsthafter protestiren, da eine solche Verweigerung nichts Geringeres als eine Cassation meiner Rede und ein Bekenntniss wäre, dass die Akademie sich ihrer nun zwar erst, nachdem sie selbe in einer nicht öffentlichen Sitzung und später in einer öffentlichen anhörte, zu schämen, und es zu bereuen hätte, dass sie solche — aus Uebereilung oder weil sie, Manches beim ersten Lesen überhört hatte, passiren liess! Nun würde freilich die Lesung meiner Rede jeden, der jenes Vorurtheil gefasst hätte, eines Anderen belehren, und weder diese, noch meine übrigen literarischen Arbeiten bedürfen der Sanction irgend einer anderen Gesellschaft, als der allgemeinen unsichtbaren, der Gelehrten-Republik selbst, um sich das nöthige Ansehen zu sichern; sie verdienen und ertragen aber auch keine Verunehrung, am wenigsten von einer Gesellschaft, deren Mitglied der Verfasser ist. Das Publicum hat einmal diese Rede gehört, in den Zeitungen ist diese geschehene Vorlesung angekündigt worden, und es ist folglich nicht abzusehen, was es der Akademie verschlägt, wenn das, was geschehen ist, auch auf dem Titel der Rede angezeigt sich findet, es ist nicht abzusehen, woher die Akademie die Befugniss nimmt, diese Anzeige mir oder meinem Verleger zu verwehren.

Was endlich den dritten Punct, nemlich die übliche Abnahme der nöthigen Anzahl Exemplare betrifft, so erwarte ich zwar hierüber erst noch die Bestimmung, vorläufig muss ich aber, nicht etwa als Privater, sondern als Mitglied der Akademie selbst, folgende Bemerkungen vorzulegen mir die Freiheit nehmen.

Es besteht bei der Akademie eine Norm, gemäss welcher jede Rede oder Abhandlung, wenn sie von ihr ihren Denkschriften einverleibt, oder selbst herausgegeben wird, zuerst in nicht öffentlichen Sitzungen vorgelesen werden und auf Verlangen selbst bei den Mitgliedern circuliren soll. Auch wurde diese Norm bei meiner Rede beobachtet, so viel sie wegen Kürze der Zeit beobachtet werden konnte, und zwar nach der Hauptsache, denn sie wurde erst in einer nicht öffentlichen Sitzung von mir vorgelesen, konnte aber nicht mehr zum Herumschicken abgegeben werden, weil diese Rede nur mit äusserster Anstrengung auf dringendes Zureden von mir in sehr kurzer Zeit fertig gemacht werden musste, wegen Unbässlichkeit eines zweiten Nach-Mitgliedes der Akademie. — Da nun die Norm, so viel dieses möglich war, selbst für die eigene Herausgabe der Rede von der Akademie, beobachtet ward, da der Gehalt und wissenschaftliche Werth meiner Rede wenigstens andern von der Akademie ohne alles Bedenken übernommenen Reden nicht nachsteht, in dem Interesse und der Wichtigkeit ihrer Tendenz vielen vorsteht, so hatte ich allerdings ein Recht, von der Akademie zu erwarten, dass sie selbst mir sogleich nach Vorlesung meiner Rede diese — zum Selbstverlag abfordern würde. — Da nun aber auch dieses (in der That der schwächste Dank, den ich durch meine Anstrengung um die Akademie verdient hatte) nicht erfolgt ist, so habe ich freilich mit meiner Rede nach Gutbefinden geschaltet, und durch die Selbstherausgabe derselben der Akademie auch noch ihre letzte, nemlich die finanzielle, Bedenklichkeit benommen, hiemit aber auch alle Verantwortlichkeit und Sorge über eine ihr einmal Angesichts des Publicums vorgelesene Rede, welche ausserdem, dass sie nichts wider die Religion, die guten Sitten und den Staat enthält, und folglich die gemeine Censur passirt, sich hinreichend über das Gemein-Bekannte, Alltägliche und Geistlose erhebt, und deren klare Tendenz eben keine geringere ist, als: die Religion und Physik gegen die Anmaassungen einer in neueren

Zeiten sich unnütz machenden, von jenen beiden sich lossagenden, Moral zu vertheidigen.

Sollte es nun in letzterer, also rein wissenschaftlicher Hinsicht zwischen mir und der Akademie, falls nemlich diese als solche collectiv sich erklärte, zum Streit kommen*), so versteht es sich, dass dieser Streit öffentlich und vor dem einzigen Richter, den Gelehrte bei rein wissenschaftlichen Gegenständen anerkennen dürfen, nemlich dem allgemeinen gelehrten Publicum selbst, geführt werden wird. Denn eine Berufung auf die Regierung würde hier gleich unanständig und unter der Würde beider, der Regierung und der Akademie, sein. Und wohin eine derlei Appellation von dem Richterstuhl der gelehrten Republik weg auf eine Regierungsstelle führen müsse, davon haben wir bei einem Zweige unseres Wissens, der Gottesgelehrtheit, hinreichende Proben durch mehrere Jahrhunderte gesehen. — Aus dem freien, stillwirksamen Gelehrten, der als solcher keinem einzelnen Lande angehörig in allen als ruhiger Bürger und Priester der Wissenschaft leben kann und lebt, würde durch eine solche Einmischung der Regierungsgewalt nur ein Pfaffe der Wissenschaft werden.

Schwabing den letzten October 1813.

Diese geharnischte Erklärung scheint gewirkt zu haben. Wenigstens erschien die Rede mit der Aufschrift ganz so, wie sie Baader angeordnet hatte. Von einem Widerspruch, der sich von Seiten der Akademie dawider erhoben hätte, ist nichts bekannt geworden. Interessant wäre, zu erfahren, wie sich Schelling bei dieser Gelegenheit in der Akademie ausgesprochen haben mag. Man darf vermuthen, dass er auf der Seite Baader's stand.

Während Baader diesen kleinen Kampf mit der Akademie ritterlich bestund, war die grosse Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen worden, Baiern war zu den Verbündeten übergetreten, und Baader, der schon immer deutscher Patriot und nichts weniger als napoleonisch gesinnt war, wollte von dem patriotischen Kronprinzen Ludwig von Baiern zu einer ehrenvollen activen Rolle

*) Sollte nemlich die Akademie für gerathen finden, sich gegen mich jener heillosen und heilandlosen Moral anzunehmen.

ausersehen werden, als niedrige Verläumdung diese Richtung seiner Thätigkeit paralyisirte. Am 10. Febr. 1814 schrieb er an seinen Bruder Clemens Aloys:

Nicht zur Inspection des Salzach-, sondern zu der des Unterdonaukreises hat mich der Kronprinz vorgeschlagen und begehrt, und zwar war ich das einzige Individuum, das Hochselber von sämmtlichen Inspectoren vorschlug, aber eben desswegen hat man mich von der andern Partei nicht wohl entbehrlich gefunden, und es steht nun erst zu warten, welche endliche Bestimmung mir werden wird.

Das Memoire von Hrn. Finanzrath von Koch habe ich sogleich dem Kronprinzen mit nachdrücklichster Empfehlung, die bei dem ohnediess sehr günstigen Urtheil des Prinzen nicht nöthig war, überreicht. Wir wollen nun sehen, was Hochselber verfügt.

Denselben Tag, als jene Feuerkugel oder Feuerdrache uns hier erschreckte, fuhr ein moralischer Blitz in meine Familie. — Meine Frau kam sechs Wochen zu früh nieder, das Kind (ein Mädchen) starb 35 Stunden nach der Geburt und die Mutter wurde mit Noth gerettet. Letztere befindet sich Gottlob wieder gut, aber das Kindlein liegt in Schwabing begraben.

Obschon der Schlag bei Brienne noch nicht der letzte für Napoleon war, so bereitet er doch das Finale vor, und wahrscheinlich ist Alexander nun in Paris. —

Vielleicht findest du Gelegenheit alte Ausgaben von Tauler in Salzburg aufzutreiben, besonders die älteren von 1522 etc. und du würdest mich sehr verbinden, selbe für mich zu sammeln.

Ich umarme Dich und bleibe dein Dich liebender Bruder.

Welche Verläumdung aber gegen Baader insinuiert wurde, ergibt sich aus folgender Vorstellung desselben an Seine Majestät den König Maximilian I. v. Baiern.

Allerdurchlauchtigster etc. König und Herr!

Nicht allein ist es zu meiner Kränkung im Publicum bekannt geworden, dass Euere Königl. Majestät den Vorschlag Allerhöchst Dero durchlauchtigsten Kronprinzen nicht zu genehmigen geruhten, welchem gemäss mir allerunterthänigst Unterzeichneten die Inspection des Unterdonaukreises zur Landesbewaffnung hätte übertragen werden sollen, sondern ich muss zu meinem Befremden und zu meiner

Bestürzung von mehreren Seiten her als angeblichen Grund dieser Nichtgenehmigung die allerhöchste Ungnade vernehmen, die ich mir durch Fertigung und Ueberreichung einer Liste Französisch Gesinnter an den letzthin hier gewesenen kais. österreichischen Gesandten Grafen v. Apponi zugezogen haben soll, und es wird sohin doppelt meine Unterthanspflicht, Eurer Königl. Majestät wohlbekannte Gerechtigkeitsliebe gegen eine Verläumdung allerunterthänigst in Anspruch zu nehmen, die kein rechtlicher Privatmann, geschweige ein Staatsdiener, auf sich sitzen lassen kann und darf.

Wer nun immer so unvorsichtig oder boshaft sein konnte Eurer Königl. Majestät diese grundfalsche Anzeige zu machen, der hat wissentlich oder unwissentlich sich des Verbrechens der Majestätsbeleidigung durch Hinterbringung einer Unwahrheit schuldig gemacht, indem mir nicht einmal eine solche Liste zu Gesicht, geschweige je in Sinn gekommen ist, meinen Charakter durch eine solche förmliche Denunciation zu entwürdigen, wenn anders eine Anzeige dieser Art unter diesen Umständen diese Benennung verdient. In der That kann Niemand, der diesen meinen offenen und durch meinen langen Aufenthalt in England in Rücksicht auf politische Gesinnungen und politisches Benehmen nur noch mehr befestigten Charakter kennt, mir einen Schritt dieser Art zutrauen, und wenn derselbe auch, wie in vorliegendem Falle, für eine gute Sache gut und wahrhaft patriotisch gemeint sein würde. Niemand kann dieses geheime Schergen- und Angeberwesen gründlicher verachten und hassen, als ich; Niemand sich herzlicher darüber freuen, dass die Zeiten vorüber sind, wo ein von wälschen Fremdlingen eingeführtes derlei Spionenwesen, deutschen Regenten und Regierten gleich furchtbar und gefährlich, sich schamlos über ganz Deutschland verbreitete; und da es unbezweifelt meine theuerste Unterthanspflicht ist, jeder Unwahrheit aus all' meinen Kräften zu steuern, die mein eigenes Individuum betrifft, und die einmal den Weg bis zu Eurer Königl. Majestät Thron gefunden, da ich ferner mir schmeicheln darf, durch alle meine bisherigen patriotischen und loyalen Handlungen Eurer Königl. Majestät Allerhöchstes Zutrauen, nie aber auch nicht das geringste Misstrauen mir verdient zu haben, — so darf und muss ich mit der Kühnheit, die das feurige Bestreben, mich stets Eurer Königl. Majestät Allerhöchsten Zutrauens werth zu erhalten, und die der Ruf der Ehre gibt, um

die strengste Nachforschung und Untersuchung jener mich verläumdenden Angabe bis zu ihrer unreinen Quelle zurück, allerunterthänigst und um so mehr bitten, da hier nicht bloss von meiner eigenen Rechtfertigung die Rede sein kann, sondern auch die Vermessenheit Desjenigen Strafe verdient, welcher es wagte, ungegründete und verläumderische Vermuthungen Euerer Königl. Majestät als Thatsachen vorzubringen.

Indem ich nun Euere Königl. Majestät um die strengste Untersuchung des Grundes oder vielmehr Ungrundes jener mich verläumdenden Angabe einer Denunciationslisten-Fertigung bitte, halte ich mich zugleich verpflichtet, zur Aufhellung dieser Sache in tiefster Unterthänigkeit jene Veranlassung detaillirt anzuzeigen, welche nach meinem Wissen allein jener Angabe den zwar ganz unschuldigen Stoff gegeben haben konnte, und welche ich (da ich den Grafen Apponi nur dreimal und eigentlich wegen Uebersendung eines meine Privatangelegenheiten beim kaiserl. österreichischen Hofe betreffenden Schreibens ins Hauptquartier sprach) nur in jener mündlichen Unterhaltung des Grafen mit mir suchen kann, über deren Inhalt ich freilich kein Geheimniss gegen Bekannte machte. Der Graf, den ich in der That keiner Nachricht über derlei Dinge bedürftig fand, und der sich mir als vollkommen mit der öffentlichen Stimmung bekannt zeigte, äusserte nemlich sein Befremden gegen mich darüber, dass noch immer eine nicht unbedeutende Anzahl eben nicht unbedeutender Menschen in München mehr als irgendwo dem französischen System mit unerklärbarer Verblendung und gleichsam Fascination nicht nur für sich (und im Stillen) anhängen, sondern sogar sich erfrechten, an öffentlichen Orten diese ihre Meinung geltend machen, und sohin auch die von Euerer Königl. Majestät allerweisest ergriffene Maassregel gegen jenes politische System tadeln zu wollen. Der Graf schien nicht begreifen zu können, wie derlei Aeusserungen, welche wenigstens zum Scandal und zur Nichtachtung der hohen Alliirten sowohl als des Monarchen selbst dienten, der bekannten und früher so häufig erprobten Wachsamkeit der Polizei entgehen konnten, und er nannte mir sogar einen Mann, bei dem politische Conventikel französisch Gesinnter stattfinden sollten, u. dgl. Wogegen ich dem Grafen erwiderte, dass auch mir jene leidenschaftliche Anhänglichkeit an das französische Verderbungssystem bei jenen, welche eben kein besonderes Interesse daran binde, gleichfalls

schwer erklärbar sei, man müsse denn eine solche Anhänglichkeit durch die Fascinationsgewalt der Sünde überhaupt erklären, oder die Anhänger und vielmehr Anbeter Napoleon's jenen Grönländern gleich achten, welche bekanntlich den guten Geist nicht, wohl aber den bösen anbeten, damit er ihnen nicht schade. Was jenen mir vom Grafen genannten Mann beträfe, bemerkte ich, so habe derselbe schon früher durch Denunciation beim französischen Minister sich in den Augen des Publicums verächtlich gemacht, und endlich erklärte ich die nur anscheinend geringere Wachsamkeit der Polizei für einen höchst erfreulichen Beweis der Rückkehr deutschen Vertrauens und deutscher Freiheit im gesellschaftlichen Verkehr, wie ich denn der Ueberzeugung lebe, dass eine gute Sache und eine für das Wohl ihrer Unterthanen so eifrig und thätig besorgte Regierung zu ihrem Bestand keines kostbar und ängstlich zu unterhaltenden Obscurantismus bedarf, und zwar um so minder, als ja mit dem Fürsten der politischen Finsterniss diese selber weichen muss.

Da ich nun, wie bereits in tiefster Unterthänigkeit erwähnt worden, aus dem Inhalte dieser Unterredung mit dem Gesandten eines hohen Alliirten und Beschützers kein Geheimniss gegen einige meiner Bekannten machte, so wird es ganz begreiflich, wie falsche Combinationen und böser Wille hieraus jene grundlose Vermuthung und unwahre Angabe spinnen konnten, die leider bis selbst zu Allerhöchst Dero Thron sich den Weg zu bahnen wusste.

Den 8. März 1814.

Hatte man dem stets thatkräftigen Manne die kleine Wirksamkeit in Baiern nicht gegönnt, so suchte er alsbald ein grösseres Feld politischer Wirksamkeit zu gewinnen, wenn auch nicht durch praktisches Eingreifen, so doch durch energisches Aussprechen seiner politischen Ideen.

Im Sommer 1814 richtete er drei gleichlautende Schreiben an den Kaiser von Oesterreich, an den Kaiser von Russland und an den König von Preussen, worin er die Ideen aussprach, welche er im folgenden Jahre in gedrängten Umrissen in der kleinen Schrift: Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniss einer neuen und innigeren Verbindung der Religion mit der Politik (Nürnberg, Campe, 1815) der Oeffentlichkeit übergab. Die Widmung dieser Schrift dem Fürsten Alex. Galizin, dem damaligen Minister der geistlichen Angelegenheiten in Russ-

land, leitete wohl zuerst die Beziehungen Baader's zu diesem r. Staatsmanne und zu dem russischen Gouvernement ein. Noch vor dem Erscheinen der genannten kleinen Schrift hatte er indess (im Frühjahr 1815) abermals eine Denkschrift verwandten Inhalts an die genannten drei Monarchen eingereicht. Dass der König von Preussen jene Denkschrift näherer Beachtung würdig fand, geht aus der Empfehlung hervor, mit welcher Er sie dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg überwies. Varnhagen von Ense, auf dessen gütigen schriftlichen Mittheilungen diese Nachrichten beruhen, bekam jene Denkschrift bei dem geh. Staatsrathe Stägemann zu Gesicht, und beide bewunderten die Tiefe und Macht der darin ausgesprochenen Gedanken, wiewohl sie den Standpunct des Verfassers derselben keineswegs ganz theilten, und der Besorgniss sich nicht entschlagen konnten, dass diese edlen Ideen und guten Gesinnungen in der Ausführung nur allzu schnell in ihr Gegentheil ausarten könnten. Unzweifelhaft hat nach Varnhagen's Mittheilungen auch der Kaiser Alexander I. von Russland von Baader's Ideen (wenigstens insoweit sie in jenen Denkschriften ausgesprochen waren) nicht nur Kenntniss genommen, sondern auch Vieles daraus sich angeeignet. Zu dem Ausdrucke jedoch, den diese Ideen in der Stiftung der heiligen Allianz empfangen, scheinen sie erst durch die Vermittelung Anderer, insbesondere die der Frau von Krüdener, gelangt zu sein.

Von dieser Zeit an finden wir Baader mit vielen ausgezeichneten Russen und russischen Familien, sowie mit Deutschen aus den russischen Ostseeprovinzen in nahen Beziehungen. Ihre aufrichtige Religiosität, feine Sitte und Bildung sowie lebhafte und lebendige meist geistreiche Theilnahme an allen Interessen der Wissenschaft machten sie ihm sehr werth und übten eine grosse Anziehungskraft auf ihn aus.

Im Jahre 1815 brach sich Baader bei einem Fall den linken Arm. Er schrieb darüber am 2. Januar 1816 seinem Bruder Clemens Aloys: „Mein Arm ist Gottlob wieder ganz und gut. Ich habe bloss durch diesen meinen Armbruch die Wachsamkeit der Polizei geweckt, die nun schon ein Geländer an jenem Graben machen liess, in den ich stürzte.“

Gleichzeitig vertiefte er sich immer mehr in das Studium J. Böhme's, St.-Martin's und der älteren Mystiker, ohne jedoch im mindesten die bedeutenderen Erscheinungen der Zeit in dem

Gebiete der Philosophie und Theologie zu vernachlässigen. Noch im Jahre 1815 erschien seine Schrift: Ueber den Blitz als Vater des Lichtes, von welcher Schelling, Schubert, v. Meyer etc. tief ergriffen wurden. In demselben Jahre folgte: Sur l'Eucharistie. Das Jahr 1816 ist bezeichnet durch das Sendschreiben an Alex. v. Stourdza: Ueber den Urternar, welches 1818 wiederabgedruckt wurde unter dem Titel: Die Vierzahl des Lebens. Dann folgte 1817 und 1818 die Schrift: Ueber die Ekstase, Sur la nation du tems und in J. Fr. v. Meyer's Blättern für höhere Wahrheit (I, 290—314) das Fragment aus der Geschichte einer magnetischen Hellseherin. Im Jahre 1819 schrieb Baader die im Jahre 1820 erschienenen Sätze aus der Bildungs- oder Begründungslehre des Lebens und im Jahre 1820 die Abhandlung: Ueber den Einfluss der Zeichen der Gedanken auf deren Erzeugung und Gestaltung.

Bis zu dieser Zeit war Baader in seiner amtlichen Stellung als Oberbergrath ununterbrochen thätig gewesen. Seine vielseitigen Studien und schriftstellerischen Arbeiten hatten ihn nicht der Erfüllung seiner Amtspflichten entfremdet. Dennoch sollte jetzt ein Wendepunct seiner Lebenslage eintreten, in Folge dessen er zwar seinem immer klarer erkannten Berufe zum Restaurator und Fortbildner der religiösen Philosophie mit ungetheilte Kraft folgen konnte, aber nicht ohne seine äusseren Lebensverhältnisse immer schwerer beeinträchtigt zu sehen und in Beengungen zu gerathen, die seinen Frieden trübten und sein nachfolgendes Leben zu einem zwar standhaft ertragenen, aber die Erfüllung seines Berufs gefährdenden Martyrthum gestalteten.

Durch allerhöchste Entschliessung vom 27. September 1820 wurde er nemlich bei der Vereinigung der k. General-Bergwerks-Administration und unmittelbaren Münzcommission mit Belassung seines Titels und Gehaltes (wie sein Bruder Joseph) ausser Function gesetzt und wiewol es schien, als beabsichtige man ihn in einer andern Stellung wieder activ zu verwenden, so blieb es doch dabei, ohne dass er je förmlich pensionirt worden wäre. Der Hauptnachtheil, welcher daraus für B. entsprang, war der, dass ihm die weitere Carrière und also die Erlangung eines besseren Einkommens abgeschnitten war.

Im Jahre 1818 oder 1819 wurde Baader von dem Fürsten Alexander Galizin, dem damaligen Minister der geistlichen Ange-

legenheiten in Russland, aufgefordert, in fortlaufenden wissenschaftlichen Berichten ihm seine Ideen und seine Ansichten über die merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft auszusprechen. Wir wissen nicht, wieviele Berichte Baader erstattete, wenn aber je dieselben veröffentlicht würden, so würde der grosse, freie und uneigennützig Sinn Baader's nur um so heller hervortreten.

Dass ihm für seine wissenschaftlichen Correspondenzarbeiten eine anständige Gratification zugesichert wurde, und dass er sie annahm, daran konnte nur die Missgunst, der Neid und kleinliche Parteisucht Anstoss nehmen. Gleichwie er schon bei seiner technischen Erfindung zu Wien mit Reactionen der Missgunst und des Neides zu kämpfen gehabt hatte, so scheint ein ähnliches Treiben auch seit seinen russischen Beziehungen sich gegen ihn gewendet zu haben. In einem Briefe vom 1. Juni 1817 an A. Kölle wollte J. J. Wagner wissen, dass Baader von dem russischen Kaiser 5000 Ducaten erhalten habe, um eine Schrift über das Verhältniss der Menschheit zu Gott auszuarbeiten *). Nach Allem, was über diese Angabe ermittelt werden konnte, haben wir allen Grund, sie in das Reich der Mährchen zu verweisen. Doch gesetzt, dem wäre also gewesen, wie Wagner wissen wollte, so würde eine so grossherzige Belohnung dem Kaiser von Russland nur zur Ehre gereicht haben. Allein leider hat Baader alles Andere, nur nicht das Glück erfahren, dass seine grossen Leistungen über ihrem Werthe belohnt worden wären.

Im Juni 1821 ging Baader mit Frau und Tochter nach Karlsbad und Töplitz, wo er mit vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten, unter Andern auch mit Varnhagen von Ense und dessen Frau, geb. Rahel Levin, Bekanntschaft anknüpfte und lebhaft verkehrte. Einige Tage genoss er dort auch des anziehenden Umgangs mit dem genialen Arzte geheimen Rathe Koreff, der sich von ihm gleich sehr angezogen fühlte. Dort war es auch, wo er sich einem umfassenden Studium der Werke des h. Thomas von Aquin hingab, wofür der literarische Nachlass Baader's in reichen Excerpten **) Zeugniss ablegt. Anselm Erzbischof von Canterbury

*) Johann Jacob Wagner. Lebensnachrichten und Briefe. Von Dr. Ph. L. Adam und Dr. Aug. Kölle. (Ulm 1849) S. 280.

**) Vergl. s. Werke Baader's XIV, 197—348.

nahm gleichfalls in hervortretendem Maasse seine Aufmerksamkeit in Anspruch, so wie der h. Augustinus. Ueberhaupt war er mit den Werken der Kirchenväter und der Scholastiker fast gleich vertraut, wie mit jenen der mittelalterlichen und neueren Mystiker, die er in einer Ausdehnung kannte, wie nicht leicht ein Anderer *).

Im März 1822 kam Baron B. v. Yxkull, Freund und Schüler Hegel's, nach München und besuchte Baader in Schwabing. Auch zu seiner Familie gestaltete sich das freundschaftlichste Verhältniss und Baron Yxkull fasste die innigste Neigung zu Baader's Tochter, Julie, und würde sich glücklich geschätzt haben, sie als Gemalin heimzuführen, wenn seine Eltern, die dem künftigen Majorats-herrn eine andere Verbindung für nöthig erachteten, nicht Alles aufgeboten hätten, dieses Verhältniss zu zerstören. Im Juni 1822 reiste Baader abermals (über Regensburg und Lambach) nach Töplitz, wohin auch Baron Yxkull kam und wo der von Diesem angeregte und von B. mit Freude ergriffene Plan einer Reise nach St. Petersburg zur Reife kam. Am 6. September 1822 richtete Baader von Töplitz aus ein Urlaubsgesuch an die Akademie der Wissenschaften zu München folgenden Inhalts:

Eine sich mir hier darbietende in jeder Hinsicht äusserst vortheilhafte Gelegenheit, in Begleitung eines ganz der Wissenschaft lebenden wohlhabenden Freundes die bedeutendsten Universitäten Norddeutschlands und Russlands zu besuchen, gibt mir die Veranlassung, eine königl. Akademie der Wissenschaften um den hiezu nöthigen Urlaub auf sieben bis acht Monate gehorsamst zu bitten. So lange noch keine öffentliche bleibende Anstalt besteht, um die Gelehrten und Mitglieder der wissenschaftlichen Vereine der einzelnen Nationen von Zeit zu Zeit in persönlichen Verkehr zu bringen, und statt des lebendigen Verkehrs nur der stumme der Schrift der Wissenschaft bleibt, so lange kann es auch nur höchst erwünscht bleiben, wenn einzelne Gelehrte sich

*) Wenn H. Steffens (Was ich erlebte VIII, 403) sagt, Wenige hätten die Mystiker genauer gekannt als B., und dennoch sei er im hohen Alter gestorben, ohne irgend ein bedeutendes Wort über sie gesagt zu haben, so verräth er nur, dass ihm die Schriften Baader's nicht genugsam bekannt waren. Ueberhaupt hätte man von einem Steffens so schiefe Urtheile nicht erwarten sollen, wie sie seinen rühmenden Schilderungen unseres Philosophen beigemischt sind.

in dem Falle befinden, wenigstens theilweise jenen Mangel eines grösseren und bleibenden mündlichen Verkehrs durch Reisen ersetzen zu können, und ich darf mir darum schmeicheln, dass auch meine lediglich der Wissenschaft gewidmete vorhabende Reise den Beifall jenes hohen wissenschaftlichen Vereins erhalten wird, deren Mitglied zu sein ich die Ehre habe.

Sollte übrigens, wie ich erwarten kann, eine königl. Akademie der Wissenschaften für genehm finden, mich mit einzelnen literarischen Aufträgen zu beehren, so bitte ich derlei Aufträge gefälligst an die königl. baierische Gesandtschaft in Dresden unter meiner Adresse absenden zu lassen.

Töplitz den 6. September 1822.

Baader erhielt den erbetenen Urlaub und reiste mit dem Hrn. Baron Yxkull über Berlin und Königsberg zunächst nach Esthland, nach dem Landsitze Yxkull's, Jeddefer, und von da nach kurzem Aufenthalte nach Riga. Zu Berlin hatte Yxkull Baader bei Hegel eingeführt, dessen persönliche Bekanntschaft er hier zuerst machte. Zu Königsberg besuchte er die Wohnung Kant's und suchte Herbart auf, dessen vornehm kühles Wesen ihn nicht ansprach. Zu Riga wurde B. von dem General-Gouverneur Marquis Paulucci anfangs unfreundlich empfangen, nach kurzer Unterredung aber äusserst gefällig behandelt und mit Artigkeiten überhäuft. In der Nacht des 21. Nov. erhielt Baader durch die Hand des Herrn Marquis Paulucci einen Brief des Hrn. Ministers Fürsten Galizin aus St. Petersburg, welcher ihn veranlasste (sein näherer Inhalt konnte nicht ermittelt werden), vorerst nicht nach Petersburg, sondern auf den Landsitz Jeddefer des B. Yxkull zu gehen, um dort, wie es scheint, den Ruf nach Petersburg abzuwarten. Dort schrieb er das zweite Heft seiner *Fermenta cognitionis*, deren erstes er in Töplitz vollendet hatte, reiste aber schon zu Anfang Dezember nach Königsberg zurück, besuchte den Grafen Dönhoff auf Hohendorf und ging im Februar oder Anfangs März 1823 nach Memel, immer noch erwartend, dass die sich seiner Reise nach Petersburg entgegenstellenden Hindernisse noch beseitigt werden würden. Während seines siebenmonatlichen Aufenthaltes zu Memel *) schrieb er das dritte, vierte und fünfte Heft seiner

*) Alexander Jung erzählt in seiner Skizze: Franz Ritter von Baader (Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften [Königsberg, 1848]

Fermenta cognitionis, worin er schärfer gegen den Pietismus auftrat, als je vorher. In seinem letzten Briefe aus Memel an B. Yxkull vom 4. Oct. 1823 nennt er selbst die energische Stelle (Ferm. cognitionis V, Vorw. p. VI—VIII) seinen ersten Retraite-Schuss nach dem frommen St. Petersburg. Nachdem er auf höheren Befehl von der Polizei zu Memel am 5. August 1823 aufgefordert worden war, sich binnen drei Tagen zu erklären, was er dort wolle und wann er abreisen werde, hielt er es für nothwendig, seine Rückreise vorzubereiten und ging gegen Ende October zu Schiff, stieg nach ungünstiger Fahrt zu Pillau an's Land und reiste von da ohne Aufenthalt nach Berlin, wo er am 30. Nov. 1823 ankam. Zu Berlin, wo er mit Hegel, Schulze, Varnhagen etc. verkehrte, verweilte er gegen acht Monate, reichte bei dem Könige von P. eine Denkschrift ein und schrieb seine Schrift: Bemerkungen über einige antireligiöse Philosopheme (Leipzig, Tauchnitz 1824) und vermuthlich das sechste Heft der Fermenta c., welches er indess erst nach seiner Zurückkunft nach München gegen Ende des Jahres zum Abschluss brachte.

Da die zu Berlin im Jahre 1824 von Baader an Seine Majestät den König von Preussen eingereichte Denkschrift zur Charakterisirung seines Wirkens dienlich ist, so darf sie hier nicht vorenthalten werden:

Nachdem Euere Königl. Majestät allergnädigst geruht hatten, auf meine bereits vor mehreren Jahren begonnene und erst jetzt ihrer Vollendung nahe gebrachte Schrift „Ueber Religion in ihrem dermaligen Verhältniss zur Wissenschaft *)“ durch Allerhöchst Dero Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg subscribiren zu lassen, halte ich mich bei meinem gegenwärtigen Aufenthalt in

I, 183—199), er habe zu Memel in einem Knaben den künftigen grossen Denker so deutlich zu erkennen geglaubt, dass er die Eltern auf's Dringendste angegangen habe, ihren Sohn der Philosophie zu widmen, der Knabe, Namens Bukka, habe sich später im Studentenleben zu Königsberg ausgezeichnet, sei aber als Student an der Schwindsucht gestorben.

*) Die Schrift kam in der oben bezeichneten Form nicht zu Stande. Ohne Zweifel liegt aber der Stoff derselben in sämmtlichen zwischen 1820 und 1825 erschienenen Schriften Baader's vor.

Allerhöchst Dero Residenz verpflichtet, Euerer Königl. Majestät allerunterthänigst anzuzeigen, dass an der bisherigen Verzögerung der Herausgabe dieser Schrift nur die Grösse des Unternehmens und vorzüglich der Wunsch Schuld hat, dieselbe jenem Bedürfnisse entsprechend zu vollenden, welches der dermalige Zustand der öffentlichen theologisch-philosophischen Doctrinen in Allerhöchst Dero Staaten herbeigeführt hat, wie denn auch meine vorvergangenes Jahr unternommene Reise nach dem Norden und mein bisheriger Aufenthalt in demselben hauptsächlich keinen andern Zweck hatte, als den der genaueren Bekanntschaft mit diesen Doctrinen.

Wenn ich mich nun erlauben dürfte, Euerer Königl. Majestät meine auf dieser Reise geschöpfte Ueberzeugung in tiefster Ehrfurcht darzulegen, so würde ich nicht umhin können, jenes schreiende Missverhältniss bemerklich zu machen, in welchem die dermalen noch dominirenden öffentlichen Doctrinen (Lehrvorträge und Lehrbücher) mit den alten, aber nie veralternden Religionsdogmen stehen; ein Missverhältniss, bei welchem die Religiosität der Nation ohne Zweifel bereits bedeutend gelitten haben würde, falls ihr tiefer religiöser Sinn sie nicht gegen diesen modernen Nihilismus bewahrt hielte, obschon es zu bedauern ist, dass eben dieser Sinn, weil er in der bestehenden oder vielmehr zerfliessenden Kirche keinen Halt mehr findet, sich von ihr immer häufiger in pietistische Separationen abkehrt, welche, so wie sie der Kirche selbst oft verderblich und immer unrühmlich sind, auch dem Staate, schon als Separation einer Gemeinde, nicht erfreulich sein können.

Was aber die Beachtung dieses Missverhältnisses von Seite des Staates dermalen besonders nöthig macht, ist die innere Affinität oder vielmehr Identität des hiemit die Kirche zu revolutioniren drohenden Geistes mit jenem, welcher noch vor Kurzem die christlichen Staaten bedrohte. Es ist nemlich dahin gekommen, dass evangelisch bestellte Gottesgelehrte sich von der Autorität aller Evangelien und aller Offenbarung übersinnlicher oder ewiger Dinge an die Menschen lossagend den empfangenen und ihnen zur Bewahrung anvertrauten kirchlichen Lehrbegriff nicht als solchen, sondern für etwas Unfertiges, Problematisches erklärten, ja diese ewige Unfertigkeit und Lehrbegrifflosigkeit der Kirche als das Wesen der protestantischen Kirche aufstellten, ganz in demselben Sinne, in welchem ihre Geistesverwandten auch den Staat für etwas Unfertiges, und erst Zumachendes (Zuconstituirendes) früher erklärten;

als ob der ächte Protestantismus ursprünglich etwas anderes bezweckt hätte, als Restauration des alten evangelisch-katholischen Christenthums, als ob derselbe mit Aufgabe seines Lehrbegriffs noch etwas hätte, womit er sich des römischen Katholicismus zu erwehren vermöchte, und endlich, als ob alles zeitliche Thun und sogenannte Verbessern eines organischen Individuums etwas anderes sein könnte und sollte, als Bewahrung des Dogma's seines Urbildes? Die protestantische Kirche ist folglich nach der Erklärung ihrer Lehrer selbst in revolutionären Zustand gekommen, und diese Kirchenlehrer erklären ihn selbst für permanent. Würde nun aber auf solche Weise noch länger diese Dissolution der Kirche von Seite ihrer Lehrer gefördert, und von den Kathedern der Theologen anstatt Gottesweisheit nur eitle Weltweisheit gelehrt werden, und würden, was eine Folge hievon ist, endlich auch von den Kanzeln anstatt evangelischer Lehren nur fade, flache Sittenlehren vorgelesen, so müssten freilich auch die Herzen in demselben Verhältnisse zu erkalten beginnen, in welchem die Geister sich verfinsterten; es müsste eine — wenn schon vorüber gehende — Totalfinsterniss oder Eklipse der himmlischen Sonne des Christenthums eintreten, und es würde hiebei dasselbe sich ereignen, was bei physischen Sonnenfinsternissen einzutreten pflegt, d. h. die Gestirne der Nacht (das Heidenthum) würden wieder hervorschimmern, und sich in Wissenschaft, Kunst, Religion und Staat wieder allein geltend zu machen streben. Wo aber der milde und überall vermittelnde Geist des Christenthums jenem des spröden Heidenthums wiche, da würden in der Kirche das Geschöpf mit seinem Schöpfer nicht mehr vermittelt, somit jener zu diesem nicht mehr als Vater herabgeneigt, dieses zu jenem nicht mehr als Kind hinaufgehoben werden, sowie im Staat die Action des Regenten und die Reaction des Unterthans gleichfalls unvermittelt bliebe, jene nur mehr drückend oder erschlaft, diese nur abwechselnd slavisch und rebellisch, der Staat sohin inner sich immer gespannt und nie wahrhaft gesichert sein könnte.

Wie nun aber in einer solchen seit geraumer Zeit begonnenen Schwächung der Effectivität des Christenthums die tiefste Quelle des Revolutionismus unserer Zeiten zu suchen ist, und wie der moderne revolutionistisch gegen die Religion gekehrte Geist der Wissenschaft eine Hauptursache jener Schwächung ist, so darf ein Unternehmen wie das meinige, welches eine tiefere Wiederverbin-

dung der Wissenschaft mit der Religion bezweckt, und eben mit den Waffen der Intelligenz den Act der finstern und verbrecherischen Gedanken der Religionsfeinde zu zernichten strebt, besonders auf den Allerhöchsten Beifall eines eben so erlauchten als religiösgesinnten Monarchen zu hoffen sich erkühnen, welchem die gütige Vorsicht das grosse Werk der Restauration der evangelischen Reformation in die Hände gelegt hat, nemlich die Verdrängung unheiliger Willkür, welche sich ebenso an die Stelle alter heiliger Gebräuche setzte, als sich dieselbe Willkür herausnahm, ihre subjectiven halt-, heil- und heilandlosen Meinungen an die Stelle heiliger Dogmen zu setzen.

Berlin den 25. März 1824.

Diese Denkschrift übersandte Baader unmittelbar dem König Friedrich Wilhelm III., der aber keine Neigung zeigte, auf eine Prüfung des Dargelegten einzugehen, und die Denkschrift ohne weitere Verfügung dem Cultusminister Freiherrn von Altenstein zugehen liess. Altenstein glaubte, dass sie ausser gegen Schleiermacher auch gegen Hegel gerichtet sei, und legte sie, aufgebracht über Baader's Einmischung, einfach zu den Acten. Mochte nun Baader davon Kunde erhalten haben, oder nicht, genug, er richtete unter dem 28. April 1824 folgendes Schreiben an den evangelischen Bischof Eylert:

Gehorsam Unterzeichneter findet sich veranlasst, Euer Hochwürden (als Chef der evangelischen Kirche im königl. preussischen Staate) Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung sich zu erbitten, die derselbe letzthin Seiner Majestät über den revolutionären Zustand überreichte, in welchem sich dermalen die protestantische Kirche in Deutschland befindet. Euer Hochwürden belieben aus beiliegender Abschrift des Hauptinhalts jener Vorstellung den Standpunct zu ersehen, aus dem ich jenen Zustand gefasst habe, und erlauben mir, einige erläuternde Bemerkungen zu derselben hiemit vorzulegen.

1) Es würde mir leid thun, falls der geringste Verdacht von persönlichen Nebenabsichten oder wohl gar der Umstand, dass ich zur römisch-katholischen Confession, als in derselben geboren, gehöre, die Aufmerksamkeit auf die Sache schwächen oder von ihr ablenken könnte, denn was letzteres betrifft, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, dass, wenn diese neologischen protes-

tantischen Kirchenlehrer fortführen in ihrem antievangelischen Unglaubensbekenntniss, gerade sie es wären, welche hiemit den Römern Wege und Thüren öffneten, indem die protestantische Kirche, nachdem sie aufgehört haben würde, christlich zu sein, sich gegen die sodann allein noch christliche römische nicht mehr erhalten könnte. Die römischen Curialisten sehen darum den dermaligen Verfall der protestantischen Kirche ganz ruhig an, und sind weit entfernt, ihm Einhalt zu thun, weil sie ja auf ihn die Hoffnung der Wiedererlangung ihrer ehemaligen Alleinherrschaft stützen, und wenn darum schon alle jene Neologen jeden Versuch von Seite protestantischer Theologen als katholisirend schelten, welcher die Herstellung und Festhaltung des Lehrbegriffs bezweckt, so arbeiten sie doch auch hiemit nur den Römern in die Hand. — Sicher kann man darum meiner Vorstellung keinen katholischen Proselytismus unterlegen, vielmehr würden die Curialisten mir diese Vorstellung übel deuten.

2) Eben so sehr würde man mich missverstehen, falls man mir wissenschaftlichen Obscurantismus als Absicht unterlegte, und also meinen würde, als wollte ich die Apostasie der Theologen auf Kosten der freien Fortbewegung der Wissenschaft hemmen, indem ich, wie meine Schriften satksam bezeugen, der Wahrheit keine solche *petite santé* zutraue, dass sie das offene Gottesurtheil (den wissenschaftlichen Kampf) zu scheuen hätte. Es ist vielmehr Recht, wenn die Theologen immer zu solchem Kampfe gerüstet bleiben müssen, und die Waffen der Intelligenz oder des Lichtes nie aus der Hand lassen, denn Wissenschaft und Religion gingen ursprünglich Hand in Hand und es ist nur ihre (der Theologen) Schuld, wenn sie später sich trennten, denn minder die sittliche Corruption der hohen Clerisei, als ihre Unwissenheit war es, an der sich in neuern Zeiten die ganze Maschinerie des Antichristianismus mit Erfolg entwickeln konnte. Es ist Pflicht der Theologen, zu jeder Zeit durch die That zu beweisen, dass Theorie und Praxis, Licht und Wärme wie überall, so besonders in der Religion immer nur zusammen sich entfalten, nur zusammen eingehen, dass es ein falsches Licht ist, welches kalt lässt oder erkaltet, und eine falsche Wärme, welche verfinstert, dass jener Satz Rousseau's: *que l'homme en commençant à penser cesse de sentir*, in seiner Anwendung auf Religion grundfalsch ist, und dass endlich jene Behauptung der Frommen und Nichtfrommen unserer Zeit wahr-

haft blasphemisch ist, nemlich: dass der Mensch als vernünftig zwar überall wissen solle, was er thut, dass er aber nur bei seinem religiösen Thun nicht wissen dürfe, könne, und auch nicht zu wissen brauche, was er thut, d. h. dass er der Verheissung Christi gerade entgegen ewig nur ein unwissender Knecht im Hause des Vaters bleiben soll, welcher nicht weiss, was dieser thut und durch ihn gethan haben will. Johannes 15, 15.

Dagegen ist es aber wohl das Geringste, wenn man Theologen, die zum Lehren eines kirchlichen Lehrbegriffs bestallt sind, nicht gestattet, diesen Begriff und mit ihm die Kirche zu annihiliren. Und ist nicht in der Rückweisung auf das apostolische Glaubensbekenntniss in der Agende bereits der Anfang zur Rückkehr aus jenem flüssigen anarchischen Zustande gemacht, und hiemit auch ausgesprochen worden, dass die Einigkeit in der wesentlichen Doctrin jene der (liturgischen) Form einer Kirche bedingt?

3) Wie sich die schlimmen Folgen des revolutionären Zustandes eines Staates nicht bloss auf diesen beschränken, so gilt dasselbe besonders in Deutschland für jede einzelne Kirche in Bezug auf alle übrigen einzelnen Kirchen. Und wenn darum alle Nationen Europa's mit Recht Gott dankten, als sie die grössten Monarchen sich über dem Evangelium die Hände zum Bunde der Eintracht bieten sahen, so liegt auch allen daran, dass nirgend ein antievangelischer Bund sogar von Theologen (!) bestehe oder aufkomme, welcher das bisher bestandene Ansehen des Evangeliums und hiemit die Sanctionirung jenes Monarchenbundes schwächen könnte! Dass nun aber ein solcher antievangelischer Bund unter den meisten und angesehensten protestantischen Theologen in Deutschland, und namentlich im königl. preussischen Staate, wirklich oder effectiv besteht, daran könnte nur jener zweifeln, der keines ihrer öffentlich bekannten dogmatischen etc. Lehrbücher gelesen und keinen ihrer Hörsäle besucht hätte.

In einem Schreiben an die Akademie der Wissenschaften zu München von Berlin aus (den 20. April 1824) äusserte Baader über seine Reise unter Anderem:

Gehorsamst Unterzeichneter darf voraussetzen, dass einer kgl. Akademie der Wissenschaften jener Kampf nicht unbekannt blieb, den selber bei seiner Reise und bei seinem Aufenthalt im Norden vorzüglich mit den Pietisten (diesen modernen protestantischen

Jesuiten) um die Freiheit der Uebung des Erkenntnissvermögens (der Gegenstand desselben sei welcher er wolle) d. h. um Philosophie im eigentlichen Sinne des Worts, nicht unrühmlich bestanden. Ein Kampf, auf welchen ich bereits im 5. Hefte meiner *Fermenta cognitionis* hindeutete: von dem ich aber die Ehre haben werde, einer kgl. Akademie persönlich Rechenschaft um so mehr zu geben, da es meinen Gegnern doch gelungen ist, mich von Petersburg abzuhalten, nemlich ihre Citadelle dort anzugreifen, und zwar mittelst eines eben so schlechten als einfältigen Vorgebens, welches mich dem Hofe als einen Umtriebler und Jacobiner schilderte, wesswegen denn auch eine bedeutende Geldanweisung von Seite des Ministers des öffentlichen Unterrichts, die ich in Petersburg realisiren sollte, bis jetzt mir suspendirt blieb.

Wenn wir indessen als Christen und zum Theil Unterthanen jener Regierungen, welche sich in einem christlichen Bund öffentlich verbanden, keinen andern Gott als den der Freiheit und des Lichts anerkennen, und wir billig der Finsterniss und den aneinandergeketteten zweien Bewohnern derselben — der Despotie und Slaverei — die Hölle als ihren Ursprung und Heimath anweisen, so wissen wir auch, dass dieser absolutfreie Gott nur freie Intelligenzen als seine Kinder erkennt, welche, wie Christus sagt (Joh. 15, 15), als solche wissen, was Er, der Vater, im Hause thut, nicht aber Unfreie und Knechte, die dieses nicht wissen, und deren Ignoranz also ihnen Schmach und Schande ist. Frei heisst und ist nemlich, Wer alle seine Kräfte ungehemmt entwickelnd zur vollen Existenz gelangt ist und sich in dieser erhält; unfrei dagegen, welcher zu dieser Völle seiner Existenz nicht kommt (sei es nun aus eigener oder Anderer Schuld oder aus beiden) und es somit nur zu einer verkrüppelten, halben, impotenten Existenz bringt; und man muss darum in hohem Grade boshaft oder blödsinnig sein, wenn man, was doch seit einiger Zeit nicht selten geschieht, den Führern (Chefs) des Staates und der Kirche einreden und weiss machen will, dass sie ihre sichere und kräftige Existenz nur auf die unfreie, d. h. ohnmächtige und kraftlose Existenz ihrer Untergebenen und Glieder basiren können, und dass das einzig sichere Mittel, die Zeugungskraft der Intelligenz unter polizeiliche Surveillance zu setzen, darin bestehe, dass man selbe auf gut-türkisch eradiciert! Denn ein solcher Staat und eine solche Kirche, welche nemlich diesen saubern Einrathungen folgten, würden selbst

kraftlos und impotent ihre *petite santé* höchstens in Zeiten der tiefsten innern und äussern Ruhe kümmerlich erhalten, aber in Zeiten der Unruhe und des Kampfs würden sie nicht zu bestehen vermögen, sondern ihre Philister-Existenz würde bei dem ersten derben Angriff des Schicksals zusammensinken!

Da aber das Denken des Menschen innerstes und erstes Thun ist, und die Freiheit in der Uebung dieser Lebensfunction die aller übrigen bedingt, so ist es von der grössten Wichtigkeit, dafür zu sorgen, dass der Mensch vor allem in seinem Denken (sei es nun worüber es wolle) frei werde und bleibe, und da ferner es das Geschäft der Philosophie ist, diese Freiheit überall zu wecken und zu erhalten, so sieht man, dass diese Philosophie, weit entfernt, in der Kirche und im Staat unnütz, unpraktisch, oder wohl gar schädlich zu sein, vielmehr die aufrichtigste Gehilfin beider ist, indem sie beide ihre möglichste Kräftigkeit durch die möglichste Freiheit der Kraftentwicklung ihrer Glieder und Untergebenen vernünftigerweise nur wollen und anstreben können! etc.

Berlin den 20. April 1824.

Wie es scheint gleichfalls in Berlin schrieb Baader, nachdem er ein Schreiben an den Kaiser von Russland gerichtet hatte *), einen Bericht über seine Reise, welcher jedoch damals, vermuthlich weil Baader hoffte, sich mit dem russischen Gouvernement

*) Dieses Schreiben blieb vermuthlich schon darum ohne Erfolg, weil der Fürst Alex. Galizin damals am 27. Mai 1824 seinen Posten als Minister verlor. „Auch in dem russischen Kirchenwesen fanden mehrere bedeutende Veränderungen statt, deren Gründe jedoch nicht näher angegeben wurden. Durch einen Ukas vom 27. Mai 1824 verlor Fürst Alexander Galizin seinen Posten als Minister der geistlichen Angelegenheiten und gleichzeitig musste er auch die Oberleitung der geistlichen Schulen und den Vorsitz über die Bibel- und philanthropische Gesellschaft abgeben. Mit ihm verloren die beiden Staatsräthe Turgeneff und Popow die Direction im Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts. Zum Minister der geistlichen Angelegenheiten, wozu jetzt auch die fremden Religionsconfessionen gezogen wurden, ernannte der Kaiser den Admiral Schiskow, während der Metropolitan von St. Petersburg, Seraphim, an die Spitze der wichtigen Bibelgesellschaft trat. Der heiligen Synode der Nationalkirche ward für die Zukunft die eigne Leitung ihrer Angelegenheiten übertragen.“ Eduard Burckhardt's Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Dritte Auflage (1844) II, 391.

noch zu stellen, ungedruckt blieb*), welcher an diesem Orte aber seinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt werden muss.

Kurzer Bericht an das deutsche Publicum über meine im Herbste des Jahres 1822 unternommene literarische Reise nach Russland und deren Erfolg.

Ueber meine seit wenigen Jahren bestandene literarische Verbindung mit Russland, sowie über meine dahin im vergangenen Jahre unternommene Reise und deren Erfolg sind mir verschiedene theils öffentliche, theils nichtöffentliche Urtheile und Anfragen zugekommen, welche mir es zur Pflicht machen, auf dem Wege der Publicität diese Urtheile zu berichtigen und diese Anfragen zu beantworten.

Jene monströse und wahrhaft fluchwerthe Vermischung des ideelosen, sich lediglich inner der Negativität der Abstraction haltenden und insofern alles höhere lebendige Erkennen tödtenden Verstandes mit den ganz nur idealen Doctrinen der christlichen Religion, sowie die Subjicirung letzterer unter jenen — eine Vermischung und Subjicirung, welche bekanntlich unter den griechischen Kaisern den Gipfel ihrer Tollheit erreichte — mussten natürlich im Abendlande eine Trennung der Wissenschaft (der Natur- und Moralwissenschaft) von den Religionsdoctrinen veranlassen, welche, in Opposition übergehend, endlich eine zweite Subjicirung letzterer unter die Wissenschaft, nun aber als gänzliche Verwerfung derselben vor ihrem Richterstuhle, zur Folge hatte.

Jener Tollheit im Morgenlande (Griechenland) kann man nemlich die abendländische in Frankreich entgegensetzen, in welchem die Wissenschaft bekanntlich zuerst und öffentlich, nachdem sie lang genug der idealen Doctrinen der Religion gespottet hatte, endlich in eine erst stille, sodann offene Wuth oder Ideophobie gegen dieselbe ausbrach, weil, wie ich im 2. Hefte meiner *Fermenta cognitionis* bemerkte, nur die Stupidität bei Individuen wie bei ganzen Völkern den sonst ziemlich raschen Uebergang aus Verachtung der Idee in wahre Ideophobie aufzuhalten vermag, und die französische Nation keineswegs stupid war.

*) Dieser Bericht wurde zuerst im Jahre 1850 in der 2. vermehrten Ausgabe der Kleinen Schriften Baader's (S. 526—36) veröffentlicht.

Dieser ideophobe Geist war es, der schon unter dem vielgepriesenen Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten den Grund zu einer Verbindung oder vielmehr Verschwörung der Wissenschaftler gegen die christliche Religion legte, ein Bund, der später unter dem Namen des Encyclopädisten-Vereins bekannt geworden, und über dessen Betriebsamkeit und Erfolg die Welt nun hinreichend belehrt ist. Hätten die Gutgesinnten dieser antireligiösen Akademie bei Zeiten eine religiöse entgegengesetzt, so würde ohne Zweifel erstere nicht jenes Unheil gestiftet haben, das sie wirklich stiftete; aber es ging der guten Sache auch hier wie gewöhnlich: sie hatte nemlich meist nur schlechte d. i. faule Vertheidiger.

Schon Napoleon gab die Absicht kund, der völlig (zum Theil auch durch ihn selbst) achtlos gewordenen Religion wieder einigen Respect zu verschaffen, und dieselbe Absicht äusserte sich lauter, aufrichtiger und allgemeiner nach dessen Sturz. Allein klar über den Zweck war man es nicht über die Mittel, und am allerwenigsten schien man zur Ueberzeugung gelangt zu sein, dass das Hauptmittel hiezu in einer Wiedervereinigung der Wissenschaft mit den Religionsdocrinen bestehe. Konnte nemlich der Religion und ihren Lehren nicht von Seite der Intelligenz ein auf freie Forschung gegründeter Respect wieder verschafft werden, so konnten auch Zwangs- oder Staats- und Polizeianstalten dem Uebel nicht gründlich abhelfen, und da man doch nur aufrichtig und herzhhaft lieben kann, was man geachtet sieht oder als achtbar unbezweifelt erkennt, so war auch in jenem Falle so lange an keine aufrichtige Liebe zu dieser Religion, wenigstens nicht an jenen amor generosus zu denken, welchen die Religion als öffentliches Institut verlangt, und dem mit den verstohlenen pietistisch sich separirenden Liebeleien nur schlecht gedient ist. Im Gegentheil schien bald nach Napoleon's Sturz eine entgegengesetzte Ueberzeugung oder Meinung über das wirksamste Mittel, den Religionslehren wieder Respect zu verschaffen, festwurzeln zu wollen. Mehrere Priester und Laien nemlich, erschrocken und entsetzt über die Verwüstungen, welche neuere Philosopheme in den Religionsdocrinen angerichtet hatten, ganz an der Möglichkeit verzweifelnd die gute Sache der letzteren mit den guten und ehrlichen Waffen der Intelligenz gegen jene Philosopheme zu vertheidigen, und nicht einsehend, dass die Verbrechen dieser In-

telligenz nur durch ihre eigenen Tugenden wieder versöhnt werden können, riethen zur Niederschlagung oder Hemmung alles freien Forschens und Debattirens. — Sie meinten sohin, die Keuschheit der Intelligenz sei auf keinem anderen Wege, als dem — der Combabisirung zu retten, und die Waffen des Obscurantismus seien die einzigen, mit denen die Sache des Lichts und der Wahrheit vertheidigt werden könnte, müsste! Wie aber können schwache Menschen sich vermessen, das offene Gottesurtheil, den Kampf des Lichts mit Irrthum und Lüge, zu verbieten, und die *petite santé* ihres eigenen Verstandes der Wahrheit selbst anzusinnen!

Solche Religionsfreunde oder Fromme arbeiten freilich ihren Gegnern in die Hände, weil sie ja in der Hauptsache mit letztern einverstanden sind, nemlich darin: dass es keine Religions-theorie gebe, und dass die religiöse Praxis allein ohne eine Theorie, nur als blinde Empirie und Routine, bestehen könne und dürfe! — Leider! haben sie aber, wenn man nur das Factische beachtet, recht, indem es der Religionspraxis nicht nur zur Zeit an einer lichtvollen Theorie fehlt, da nicht nur die bestehenden Religionstheorien null und schaal geworden, sondern auch diese Praxis sich nur kümmerlich gegen eine herrschend gewordene Religionstheorie, welche auf die Religion selbst zerstörend wirkt, im Kampfe erhält. Ich meine nemlich jene sogenannte reine d. h. religionsleere, heil- und heilandlose Moral, jenen flachen Socinianismus und Mahomedanismus unserer Zeit, welcher es uns so ziemlich zur Gewissenssache macht, ausser ihm Religion zu haben.

Dass nun auf diesem Wege für die Religion kein Heil zu hoffen sei, dass dieses vielmehr nur auf dem Wege einer aufrichtigen und freien Wiedervereinigung der Wissenschaft der Natur und des Menschen zu erwarten steht, davon hatte ich mich schon lange durch das Studium der älteren doctrinalen (nicht der sentimentalischen oder in der dunklen Gefühlsregion sich haltenden) Mystiker überzeugt, so wie davon, dass die Wissenschaft selbst durch ihre Abkehr von der Religion an Gründlichkeit abgenommen hat und seicht geworden ist, so dass man es nicht ihrer Stärke, sondern der Schwäche ihrer Gegner zuschreiben muss, wenn den Doctrinen der Religion nicht schon lange wieder »als Wundern

der Intelligenz“ der ihnen gebührende Respect gegen jene Philosopheme des Staubes vindicirt worden ist. Aber Zeuge jener emsigen Betriebsamkeit, mit welcher die Religionsverächter und Religionshasser auch in meinem Vaterlande Alles aufboten, um durch Wissenschaft (Aufklärung) alle Religionsdoctrin zu zerstören, hatte ich auch schon früher die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Gegenanstalt gefasst, durch welche Wissenschaft und Religion gemäss ihrer natürlichen Affinität, wie Maistre sagt *), wieder verbunden würden.

Sehr erwünscht kam mir darum die mir vor wenigen Jahren zu Theil gewordene literarische Verbindung mit dem Hrn. Fürsten Galizin, Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts in St. Petersburg als Correspondent, und sowohl der Beifall dieses erleuchteten Herrn Ministers, als die mir durch Ihn gewordene Aufmunterung liessen mich hoffen, dass meine Idee eines — nicht heimlich, sondern offen zu Werke gehenden, — nicht von Priestern als solchen, sondern von Gelehrten zu bildenden akademisch-christlichen Vereins, vielleicht am leichtesten zuerst in Petersburg — realisirt werden könnte.

In der That, wenn alle christlichen Regierungen doch nur christliche Institute sind, und durch ihre völlige Entchristianisirung zu Grunde gehen müssten, so muss ihnen allen sehr daran liegen, dass der Religion auf allen Wegen jener öffentliche Respect wieder verschafft werde, den sie früher hatte, folglich auch besonders auf dem Wege ihrer Reunion mit der Wissenschaft. Ganz besonders gilt aber dies von jenen Ländern, in denen, wie z. B. in

*) Maistre sagt in den Soirées II. S. 317 von einer solchen Wiederverbindung der Wissenschaft (besonders jener der Natur) mit der Religion: „Mais attendez que l'affinité naturelle de la religion et de la science les réunisse dans la tête d'un seul homme de génie; l'apparition de cet homme ne sauroit être éloignée, et peut-être même exist-t-il déjà. Celui là sera fameux, et mettra fin au XVIII. siècle qui dure toujours: car les siècles intellectuels ne se règlent pas sur le calendrier comme les siècles proprement dits. Alors des opinions qui nous paroissent aujourd'hui ou bizarres ou insensées seront des axiomes dont il ne sera pas permis de douter: et l'on parlera de notre stupidité actuelle, comme nous parlons de la superstition du moyen âge.“ Statt aber auf die Erscheinung eines solchen intellektuellen Heilandes nur müssig zu warten, scheint es mir gerathner, durch Verbindungen zu solchem Zwecke diese Erscheinung zu beschleunigen, vielleicht selbst entbehrlich zu machen.

Russland, noch ein bedeutender Fond jenes religiösen Instincts vorhanden ist, welcher indess sich selbst überlassen dem Sirocco der antireligiösen Wissenschaft unmöglich lange mehr zu widerstehen vermöchte, wie sich denn (nach Maistre's Bemerkung) die schlimme Einwirkung dieser auflösenden Luft nicht leugnen lässt, welche bekanntlich keines Passes bedarf, um bis in die entferntesten Steppen Russlands einzudringen. Ein solcher religiöser Instinct ist nemlich von Seite der Wissenschaft einer Erklärung, Rechtfertigung und Beschützung ebenso fähig, als bedürftig.

Es konnte nicht fehlen, dass meine literarische Correspondenzführung mit dem Herrn Fürsten Galizin gleich anfangs sowohl von Deutschen als von Russen in und ausser Baiern missdeutet ward, und mir hiebei bössliche d. i. politische Neben- oder Hauptabsichten angesonnen wurden. Einestheils hatte das *Memoire* von Achen und Kotzebue eine fatale Aufmerksamkeit und Spannung in Deutschland gegen Russland erregt, andererseits muss man gestehen, dass eine mehr als oberflächliche Kenntniss unserer dermaligen Wissenschaft, und ein mehr als gewöhnliches Interesse an der Religion dazu gehört, um den Gedanken an eine Reunion beider nicht für abenteuerlich zu halten, und ihn gehörig zu würdigen. Zudem weiss man, dass Menschen, welche ihr ganzes Leben damit zubringen, den krummen Wegen Anderer nachzuspüren, die Lehre von der geraden Linie endlich transscendental wird, sowie Polizeibeamten, die es immer nur mit schlechten Menschen zu thun haben, nicht selten der Tact ausgeht, um rechtliche als solche zu erkennen. — Genug, meine Correspondenzführung fing bald an mehrere Störungen und Hemmungen zu erfahren, und zwar selbst von solchen Orten her, von woher ich es am wenigsten erwartete. Viele meiner Rapporte verloren sich, worüber freilich eine mir gewordene anonyme Warnung, meine Briefe nur auf ganz sicheren Wegen abzusenden, mir einiges Licht gab. Ich musste erkennen, dass nur eine persönliche Zusammenkunft mit dem Herrn Minister diesem Geschäfte jene Consolidirung nach Aussen und von Aussen würde geben können, deren es bedurfte, um ungestört seinem ernstesten Zwecke zu genügen.

Was mich aber besonders zum Entschlusse brachte, diese langwierige und kostspielige Reise zu unternehmen, war die Hoffnung, in St. Petersburg durch Vorlage meiner seit langer Zeit bereiteten und gesammelten Materialien die erste Veranlassung

zur Formirung eines akademischen Vereins zu geben, dessen Zweck ebenso die Verbindung der Wissenschaft mit der Religion sein sollte, als es der Zweck des Encyclopädistenbundes war, ihre Trennung unheilbar zu machen. Ein solcher focus des Lichts konnte sich zwar in jedem anderen Lande ebenso gut bilden, als in Russland, aber dieses bedurfte seiner mehr, als jedes andere, schon zur Vertheidigung des noch in ihm vorhandenen religiösen Instinctes, und ausserdem schien es mir rühmlich und ziemlich, dass Russland die Masse von Licht, die es vom Ausland, namentlich von Deutschland, erhielt und erhält, durch eine solche lumineuse Gegenwirkung erwidere.

Nach dem, was ich bereits selbst zum Behuf einer Wiederverbindung der Wissenschaft (besonders jener der Natur) mit der Religion geleistet habe, konnte man es mir nicht als Eitelkeit deuten, wenn ich mich überzeugt hielt, dass meine persönliche Zusammenkunft mit dem H. Minister und anderen erleuchteten Religionsfreunden in St. Petersburg der guten Sache förderlich sein würde, und dass ich auf eigene Kosten diese für einen Süddeutschen höchst unangenehme Reise übernahm, bewies wenigstens, dass es mir Ernst mit der Sache war. Endlich durfte ich mich überzeugt halten, dass, falls es mir gelungen wäre, zur Begründung eines akademischen Vereins zur Bearbeitung — christlicher Antiquitäten (denn zu solchen sind uns die christlichen Doctrinen geworden) im fernen Norden beigetragen zu haben, ich bei meiner Rückkehr in mein Vaterland des Beifalls meines Königs, meiner Nation, und der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied ich zu sein die Ehre habe, sicher gewesen sein würde. Wie denn überhaupt zu wünschen wäre, dass gelehrte Vereine verschiedener Länder öfters durch persönlichen Zusammentritt ihrer Mitglieder in lebendigere Wechselwirkung gebracht würden, als dieses durch Bücher und Schreiben möglich ist.

Auf meiner Reise durch Norddeutschland und die russischen Ostseeprovinzen — denn weiter in Russland einzudringen ward mir verwehrt — hatte ich häufig Gelegenheit von dem überall mehr oder minder rege gewordenen Bedürfniss einer gründlichen Aussöhnung der Wissenschaft mit der Religion mich zu überzeugen, und dieses Bedürfniss fand ich nicht bloss bei einer der christlichen Confessionen, sondern bei allen. Dass unter diesen die protestantischen Confessionen mir mehr oder minder das Bild der

Auflösung gaben, konnte mich schon darum nicht befremden, weil hier die zerstörende Macht jener von der Religion sich erst ab-, dann feindlich gegen sie gekehrt habenden Wissenschaft ihr Spiel treiben konnte, und der sich immer häufiger hier zeigende Separatismus erschien mir darum (im guten und schlimmen Sinne) als Phosphorescenz, die bekanntlich organische Auflösungen zu begleiten pflegt. Es verhält sich nun aber mit diesen religiösen Erweckungen unserer Zeit wie mit den bürgerlichen, und insofern es an Uebelgesinnten nicht fehlt, welche beflissen sind, derlei Erweckungen sofort in einen den Fortbestand der äusseren Kirche oder des Staates gefährdenden Separatismus ausschlagen zu machen, hat man nicht Ursache, sich über die ängstliche Wachsamkeit der Polizeien über und gegen dieselben zu verwundern. Indessen ist auch nicht zu leugnen, dass blosse Prohibitivgesetze den Grund des Uebels nicht heben werden, welcher tiefer, nemlich in einem rege gewordenen Bedürfnisse des Volks nach höheren Dingen liegt, das ihm auf den hiezu „ordinirten“ Wegen nicht befriedigt wird. S. *Fermenta cognitionis* 2. Heft. Vorrede S. 5.

Was ich von der griechischen Kirche in den Ostseeprovinzen sah, gab mir das rührende Bild einer Polar-Erstarrung derselben in ihren antiken Formen, welche, dem Alt-Testamentarischen verwandt, das hohe Alter ihres Ursprungs bezeugen. Nun ist zwar nicht zu leugnen, dass der aus seinen Formen von den Menschen vertriebene Geist jene darum nicht sofort verlässt, sondern oft nur um so fester an ihnen äusserlich widerhält, woraus sich (wie ich im 2. Hefte meiner *Fermenta* bemerkte) der Nutzen der Bigotterie erklärt, insofern diese jene Formen bis zu ihrer Wiederbelebung gegen den ohne Zweifel noch schlimmern revolutionären Zerstörungstrieb bewahrt. Aber können wir darum leugnen oder uns bergen, dass der Geist der Religion jene antiken Formen bewachte wie ein Genius weinend am Grabmonument eines Helden? — Einige Schriften gelehrter russisch-griechischer Theologen, die ich zu sehen bekam, schienen mir übrigens nicht geeignet, die Behauptung Maistre's zu widerlegen, dass nemlich auch in der griechischen Kirche die Opposition der Wissenschaft gegen die Religionsdoctrin, was man bisher Aufklärung nannte, einen bereits alarmirenden Grad erreicht habe.

Ich trat meine Reise nach Russland von Berlin aus mit einem jungen, mit den Tiefen deutscher Wissenschaft vertrauten

esthländischen Edelmann an, welcher einige Monate früher das Unglück hatte, der Polizei in Paris bei seinem dortigen Aufenthalte verdächtig geworden zu sein, obschon die Untersuchung die Grundlosigkeit dieses Verdachtes bewies, welcher hauptsächlich darauf beruhte, dass man ihn für einen Polen hielt, deren mehrere zu jener Zeit in Paris arretirt worden sind.

Schon bei meinem ersten Aufenthalte in Riga musste ich mich zu meinem Leidwesen überzeugen, wie wenig der Sinn für meine Unternehmung (einer tiefer zu fassenden Verbindung der Wissenschaft mit der Religion) dort geöffnet war. Auch muss ich gestehen, dass das, was kurz zuvor in Petersburg und in Riga in Bezug auf religiöse Bewegungen vorfiel, allerdings dazu beitragen musste, gegen jede Mission von religiöser Tendenz ein ungünstiges Vorurtheil zu erwecken. Der Herr General-Gouverneur in Riga (den ich sowohl persönlich, als seines in den Ostseeprovinzen etablirten Rufes wegen hochachte) empfing mich in hohem Grade unfreundlich, sprach mir von „hommes exagérés“, behauptete meine Schriften zu kennen, gab mir aber einen eben so unzweideutigen als naiven Beweis des Gegentheils, und davon, wie schlecht er über diese meine Schriften, Gott weiss von welchem flachen Neologen, unterrichtet worden war, indem er namentlich in meiner kleinen, ihrem Inhalte und ihrer Absicht nach freilich nur Wenigen verständlichen naturphilosophischen Schrift „Ueber den Blitz als Vater des Lichts“ — baaren Unsinn gefunden zu haben mich versicherte. Nach des H. Generalgouverneurs Ueberzeugung und literarischem Urtheil war ich also wohl selbst ein Unsinniger. Warum nun hätte man einen solchen nach St. Petersburg gehen lassen sollen, wo man mit derlei pietistisch-mystischem Unwesen bereits im Ueberflusse versehen war? Bei meinem zweiten Aufenthalte in Riga schien indess der H. Generalgouverneur von der Falschheit der ihm über mich beigebrachten Informationen sich selbst überzeugt zu haben, denn er behandelte mich nun ebenso artig, als er mich früher unfreundlich behandelt hatte, wobei ich zugleich erfuhr, dass wenigstens ein Theil der früheren Behandlung mir wegen meines Reisegesellschafters d. h. wegen des, wie es schien, auch in Russland noch auf ihm lastenden Verdachts zu Theil ward.

Ich ging nun von Riga mit Letzterem in dessen Heimath, und legte dort auf dem Lande die letzte Hand an eine literarische

Arbeit, die mir viel Zeit und Mühe gekostet hatte, nemlich an ein tableau des dermaligen Standes der Wissenschaft in Frankreich und Deutschland zur Religion, welches dem Herrn Minister in St. Petersburg bestimmt war und mit dem ich Ehre einzulegen hoffte.

Da erhielt ich den polizeilichen Auftrag, meine Reise nach Petersburg nicht fortzusetzen, sondern sofort nach Riga zurückzukehren, wo mir ein Pass zur ungesäumten Räumung Russlands gereicht ward, und ich begab mich dahin, nachdem ich noch von Riga aus meine geeigneten Vorstellungen an den H. Minister abgesendet hatte, — über die Gränze zurück, mit meinen Freunden überzeugt, dass ein hier offenbar obwaltendes Missverständniss, eine falsche polizeiliche Information in Bälde aufgeklärt und mir wenigstens jenes Recht widerfahren würde, auf welches meine gänzliche Schuldlosigkeit und meine reinen und guten Absichten mich Anspruch machen liessen.

Was ich später aus St. Peterburg und von dem dortigen Gerede über mich erfuhr, setzte mich in Erstaunen, und ich bemerke hier nur zwei jener Erfindungen, die man über mich herumgab, und die beide, obschon unter sich in Widerspruch, doch gut genug darauf berechnet waren, mir zu schaden. Die Einen behaupteten nemlich, dass ich mit jenem esthländischen Edelmann mit demagogischen Absichten nach Russland gekommen sei, die Andern, dass ich als verkappter Jesuit nach St. Petersburg käme mit schlimmen Absichten auf die griechische Kirche! Somit stand ich denn auf zwei schwarzen Registern zugleich. Much to do about nothing, sagte ich zu mir selbst, und wunderte mich, dass man in einer grossen Stadt über ein so kleines und unbedeutendes Individuum in so grossem Irrthume sein konnte!

So lange nun auf meine wiederholten Vorstellungen keine Antwort und kein Beschluss von St. Petersburg kam, gebot mir die Ehre, die Gränze Russlands um so weniger zu verlassen, da ich nicht meinerwegen diese Reise unternommen und nicht meinerwegen nach Petersburg zu gehen verlangte. Leider kam mir aber dieser Entschluss erst im Monate Julius, dahin sieben Monate nachdem ich Russland verlassen hatte, indem der H. Minister mir in einem Schreiben sowohl die Bestätigung der Nichterlaubniss nach Petersburg zu gehen, als auch die Cassirung meiner bisherigen Correspondenzführung mit ihm eröffnete. Ueber die mei-

nerseits gegebene Veranlassung zu diesem Beschlusse, um deren Mittheilung ich wiederholt bat, sowohl zu meiner Belehrung als zu meiner Verantwortung, und die man jedem Missethäter vor der Execution zu eröffnen pflegt, erfuhr ich indessen nichts.

Diese letzte Verfügung, die mir um so unerwarteter kam, da ich eben Alles aufgeboten hatte, um Alles zu leisten, und mehr, als man von mir vielleicht als Correspondent erwartet hatte, wirkte auf mich auf eine um so empfindlichere Weise nicht nur für den Augenblick, weil mir hiemit als Reisenden eine für mich nicht unbedeutende Summe als fällige Remuneration für meine literarischen Arbeiten entging, sondern auch für die Zukunft, weil ich bei Uebernahme dieser literarischen Correspondenz auch in meinem Vaterlande mich bloss auf literarische Dienste beschränken musste.

Und so ward denn, wenigstens vor der Hand, ein rein dem Interesse der Wissenschaft und der Religion gewidmetes Unternehmen, welches mir bei einem auch nur kurzen Aufenthalt in Petersburg nicht misslingen konnte, nicht nur vereitelt, sondern der Unternehmer ward auch, als ob derselbe schlechte Absichten gehabt hätte, öffentlich verunehrt und empfindlich bestraft. Wobei ich indess bemerken muss, dass mein, wenn auch nicht lange dauernder, Aufenthalt in Russland doch mich mit mehreren achtbaren Männern in Berührung brachte, denen erst hiedurch der Sinn meines wissenschaftlichen Thuns klar geworden, und die ein lebhaftes Interesse an seinem Erfolge mir bezeugten, so dass ich also mich überzeugt halten darf, dass die Sensation, welche meine kleine Person auf eine mir zwar höchst unangenehme und an sich unnöthige Weise in Russland bei meinem Eintritte erregte, wenigstens die Aufmerksamkeit auf die nicht kleine Sache fixirt hat, die ich vertheidige. — — —

Bald nach seiner Zurückkunft nach München, von welchem er zwei volle Jahre abwesend gewesen war, schrieb Baader einen zweiten Bericht über seine Reise, der aber ebenfalls nicht dem Drucke übergeben wurde. Wohl findet ein Theil desselben zum Theil wörtlich sich verwebt in den im Jahre 1824 (in v. Pfeilschifter's Staatsmann) erschienenen Aufsatz Ueber das durch unsere Zeit herbeigeführte Bedürfniss einer innigeren Vereinigung der Wissenschaft und der Religion, aber völlig abgelöst von jeder Be-

ziehung auf Baader's russische Reise. Obgleich nun auch im zweiten Theile dieses zweiten Berichtes Einiges gleichlautend mit dem ersten Berichte ist, so erscheint es doch zu wichtig, diesen Entwurf, welchen ich der gütigen Mittheilung des Herrn geheimen Rathes v. Ringseis verdanke, in seinem ganzen Zusammenhange unmittelbar vor das Auge des Lesers gestellt zu wissen, als dass der Verfasser dieser Lebensskizze sich entschliessen könnte, ihn nur verkürzt zur Mittheilung zu bringen. Er folgt also hier unverkürzt:

Die Ueberzeugung, dass der zerstörende Geist des Revolutionismus sich in Europa, namentlich in Deutschland, selbst der öffentlichen Doctrin bemeisterte, (welche Ueberzeugung sich auch durch mehrere alarmirende Ereignisse den Cabineten Europa's pressant gemacht hat) musste und muss natürlich mehrere Wünsche und Vorschläge veranlassen, um diesem Uebel gründlich zu steuern und den Revolutionismus auch in dieser seiner geistigen Wurzel zu tilgen. In der That ist nicht zu leugnen, dass, wenn schon die Deutschen in der Praxis der Revolution ganz hinter den Franzosen zurückblieben, mehrere Gelehrte und Schriftsteller dieses Landes doch die Theorie dieser schlimmen Praxis gründlicher und hiemit verbrecherischer als ihre Nachbarn ausbildeten. Man braucht z. B. nur jenen seit geraumer Zeit von deutschen Gelehrten geistreicher und tief-sinniger als von den Franzosen und Engländern ausgebildeten gänzlichen Zwiespalt der Wissenschaft und der positiven Religion (denn eine nicht positive wäre keine) zu erwägen, wie selber in mehreren hundert Schriften, Lehrbüchern und Compendien etc. aufgestellt und demonstriert ist, um sich zu überzeugen, dass (Ausnahmen abgerechnet) die Haupttendenz des öffentlichen höheren wissenschaftlichen Unterrichts (nicht nur auf vielen protestantischen, sondern selbst auch auf mehreren von diesen dominirten katholischen Lycëen und Universitäten) dahin geht, schon hier das positive, gesetzliche und das freie Element gründlich zu entzweien, somit die jungen Leute glauben zu machen, dass die Religion ihrem Wesen nach unvernünftig, die Vernunft irreligiös sei, und dass sie zur Aufklärung nur durch Irreligion gelangen, der Religion nur durch Verzichtung auf Aufklärung anhangen können. Wer aber in der Region des Denkens Gottesscheue und Andacht von sich hält, und um frei denken zu können, aller Religion sich

sogar vorerst entschlagen zu müssen wähnt, wird im Wollen und Thun sich um so leichter aller positiven Gesetze entschlagen. Verachtung und Hass der bestehenden socialen und religiösen Institute sind die Ausbeute, welche die jungen Leute von solchen Doctrinen in's öffentliche Leben bringen (in welchem ihnen eben die Erhaltung jener Institute übertragen wird), und es kann nicht fehlen, dass der refractäre Geist des Hochmuths, dem alle unsere irreligiösen und antireligiösen Moral-Lehren fröhnen, der dominierende Geist einer solchen Jugend wird, ja dass in der Brust manches Jünglings hiemit schon frühe der uns allen angeborne Keim des Zerstörungstriebes angefacht wird, welcher bekanntlich so sehr sich des Lebens bemeistern kann, dass er mit dem Gefühl des Daseins identisch wird, und ein solcher Mensch, in welchem dieses wilde Feuer einmal ausgekommen ist, endlich zerstören (alles Bestehende hassen und vernichten) muss, um sich nur im Gefühl seines Daseins zu erhalten.

Unter den Vorschlägen, von denen ich oben sprach, verdient ohne Zweifel jener die vorzüglichste Aufmerksamkeit, welcher dem Uebel gründlich und standhaft damit abzuhelfen räth, „dass man die Doctrin oder den wissenschaftlichen Unterricht nicht bloss in seinen niedrigeren, sondern auch in seinen höheren Zweigen wieder dem Clerus übergebe.“ —

Es versteht sich, dass dieses nur vom katholischen Clerus gemeint sein kann, sohin für Katholiken; denn was den protestantischen Clerus betrifft, so ist (wenige und um so schätzbarere Ausnahmen abgerechnet) bekanntlich unter seinen Händen die Theorie der Religion (die Theologie) so ganz un- und antichristlich geworden, dass zu hoffen steht, dass diese Theologen oder Gotteslehrer, indem sie offenherzig gestehen, von Gott und göttlichen oder übersinnlichen (übermateriellen) Dingen nichts mehr zu wissen, folglich nichts lehren zu können, nächstens ihre Katheder und Kanzeln freiwillig verlassen, ihre Besoldungen den Regierungen anheim stellen, und sich irgend einem nützlichen Staatsdienst oder Industriezweig widmen werden. Was den protestantischen Clerus (diese *Prêtrise flètrie*) allein noch gegen jene ausser Nichtachtung schützen konnte, welche auf ihm lastet, nemlich die Pflege der Gottesweisheit, hat selber grössertheils aufgegeben, und sich durch die Pflege theils schaalere und gottesleerer, theils gotteswidriger Weltweisheit wahrhaft unnütz gemacht. In der That ist aber der

moderne Protestantismus, welcher gegen alles Positive, selbst gegen den alten Protestantismus, protestirt, und unverholen erklärt, dass sein Wesen oder Unwesen eben in dem beständigen Unfertig- oder Flüssighalten des Dogma's bestehe, in seinem Princip revolutionär, wie ich mir die Freiheit nahm, S. M. dem Könige von Preussen in einem Höchstselben überreichten Memoire bei meinem letzten Aufenthalt in Berlin darzustellen. Denn ganz in demselben Sinne definiren die politischen Revolutionärs den Staat gleichfalls als etwas stets Unfertiges, erst noch zu Machendes oder zu Constituirendes. Ohne eine Revision und Rectification der öffentlichen Doctrin auf protestantischen Universitäten und Lycéen ist es darum unmöglich in Deutschland wieder zu dem zu gelangen, was die Franzosen: *bonnes lèttres*, nennen, und sowohl die Gebrechen als die Verbrechen dieser Doctrin fordern laut eine solche Reformation.

Aber auch der katholische Clerus ist weit davon entfernt, das zu sein, was er sollte, und in älteren Zeiten war, in denen Priester und Gelehrter noch als synonym galten *) und da die Nationen weder irreligiös, noch unwissend sein, bleiben, oder werden sollen (denn Religionspflege mit Vernachlässigung der Wissenschaft führt nicht zur Religion, sondern zum Aberglauben, so wie die Pflege der Wissenschaft mit Beseitigung der Religion nicht zur gründlichen Wissenschaft, sondern zur flachen, schlechten und ungläubigen Aufklärerei führt), so ist obiger Vorschlag auch in katholischen Ländern nicht ausführbar.

Es konnte nemlich nicht fehlen, dass bei einer so lange bestandenen und so tief gewurzelten Trennung und Opposition der Wissenschaft und Religion **) beide (Gelehrte und Priester) be-

*) In einer Schrift eines deutschen Mönchs (vom Anfang des 14. Jahrhunderts) finde ich den Plato immer mit den Worten citirt: „Plato der gross Pfaff.“ —

**) Man vergesse nicht, dass diese Trennung und die durch selbe bezweckte und bewirkte Degradirung der Religion nicht das Werk einzelner Menschen, sondern nur jenes bedeutender, geheim und offenbar wirkender Bünde von Gelehrten und Weltleuten war, welche, von demselben antireligiösen Fanatismus begeistert, Talente, Zeit und Geld aufwandten, um jenen Zweck zu erreichen. Lange musste auf solche Weise eine falsche Theorie gebildet werden, bis es zur bösen Praxis kommen konnte, und doch meint man, ohne eine gründliche Restauration der Theorie diese (die Praxis) restauriren zu können.

deutend gelitten haben. Ausserdem dass z. B. in Süddeutschland ein nicht kleiner Theil des katholischen Clerus im schlechten Sinn aufgeklärt oder im Puncte der Religion libertin worden ist, sieht man, dass der bei weitem grösste Theil der Priester, zwar aus verschiedenen Motiven, doch mit den Gelehrten und Weltleuten in der Hauptsache, d. i. in dem Unglauben an die Möglichkeit eines freien Einverständnisses der Wissenschaft und Religion, übereinstimmt, in dem Unglauben an die Wahrheit der Religion und an die Erweisbarkeit dieser Wahrheit *). Und dieser allgemeine Unglaube ist es, welcher die Gegner der Religion kühn,

*) Ein gewöhnlicher Einwurf der wissenschaftsscheuen Frommen gegen alles Forschen (Nachdenken) in Religionssachen ist jener: „dass nemlich diese, als über des Menschen Vernunft seiend, nothwendig dieser auch unerforschlich seien.“ Aber 1) ist es nicht unsere sich selbst überlassene Vernunft als subjectives Selbstgemächte, sondern Gottes Gabe (das Theilhaftwerden Seiner Vernunft oder Geistes), was uns Gott vernehmbar macht; 2) kann der Mensch diese Unerforschlichkeit oder Uebervernünftigkeit eben nur im Forschen, also in seinem freien Vernunftgebrauch inne werden, denn nur meine Kraft übend werde ich ihre wahren Schranken inne, und 3) ist es nicht diese Uebervernünftigkeit der Religionswahrheiten, welche die Religionsfeinde anfechten, sondern sie behaupten ihre Un- und Uebervernünftigkeit, und die Theologen haben sohin gegen sie den Gegenbeweis zu führen, dass, wie Paulus sagt, dasjenige, was über unsere Vernunft geht, darum doch nicht wider sie ist. In der That steht aber das Begründende immer über dem Begründeten, und was darum unsern freien Vernunftgebrauch (die freie Bewegung unseres Erkenntnissvermögens) begründet, muss insofern (und wenn man jene Bemerkung 1 hier nicht ausser Acht lässt) übervernünftig sein; wogegen die Nichtanerkennung der Superiorität des die freie Bewegung (in Kirche und Staat) Begründenden und dessen Vermengung mit dem selbe Hemmenden, d. i. mit seinem Gegentheil, eben den Grundirrthum oder die Grundlage des Revolutionismus macht. Es ist übrigens sonderbar und beweiset theils die Flachheit und Gedankenlosigkeit unserer Zeit, theils ihre innere Gleichgültigkeit gegen Religion, dass man zwar die Religionspraxis (z. B. die Moral &c.) rühmt und empfiehlt, nur aber nichts von einer Theorie dieser Religion wissen will, als ob eine Praxis ohne Theorie nicht eben so schlecht wäre, als diese ohne jene. Auch das Glaubenssystem des sel. Jacobi beruhte auf demselben Unglauben an die Wahrheit der Religion und ihre Erweisbarkeit, und war eigentlich nur eine Ausführung des Satzes von Rousseau: „que l'homme en commençant à penser cèsse de sentir“ — ein Satz, welcher in dieser wissenschaftsscheuen Anwendung eigentlich die Warnung an den Liebhaber enthält, ja sich aller gründlichen Erkenntniss seiner Geliebten zu enthalten, um — die Illusion seiner Liebe nicht einzubüssen.

ihre Vertheidiger feig und lichtscheu macht, oder zu verzweifelten Absolutisten und Zwingherrs, so wie ein ähnlicher Unglaube die Angriffe auf die legitimen Souveränitäten keck, ihre Vertheidigung kraftlos machte; eine Kraftlosigkeit, welche, indem sie sich furchtbar bezeigen will, sich nur furchtsam zeigt.

Wenn nun aber schon eine geschiedene Administration der Religion und Wissenschaft zum Besten beider noch fortbestehen muss, so versteht es sich von selbst, dass hier eine solche organische Unterschiedenheit gemeint ist, welche die bisher bestandene Trennung *) aufheben und jeder neuen wehren soll. Betrachte man darum immer die höheren religiösen Institute als das geistige Oberhaus, die wissenschaftlichen als das Unterhaus, so folgt daraus doch eben nur, dass beide nicht widerstreitende Interessen zu vertheidigen haben, dass es vielmehr nie zu einem Widerstreit kommen, der Streit immer nur um die Mittel, nie um den Zweck statt finden kann und soll. Hat nun aber die Regierung beiden diesen geistlichen oder geistigen Instituten ihre politische oder bürgerliche Standschaft gesichert, so wird sie auch der bewährten Staatsmaxime treu bleiben können, überall das Eingehen in das Innere der Religion und Wissenschaft zu vermeiden, und sie wird sich die Plackerei und den Aufwand ersparen, welche ihr nothwendig zur Last fallen, falls sie beide diese Zweige menschlichen Sinnens

*) Die Trennung der Erkenntniss und der Tradition kann nur beiden verderblich sein. Hierüber drückt sich ein französischer Schriftsteller auf folgende Weise aus: „Car on ne sauroit calculer tous les maux qui ont été versés sur la terre et dans l'esprit de l'homme par les maladroits ou les fourbes, qui n'ont su marcher que par ces traditions. Aussi je pressens avec joie que le tems viendra, ou les docteurs purement traditionels perdront leur credit (sie und ihre Gegner haben dermalen diesen Credit verloren). Ce sont eux dont les ignorances et les maladresses servent de reflet à l'orgueil du philosophe qui voit leur incapacité; à l'aveugle et avilissante crédulité du simple qui ne voit d'autre divinité qu'eux, et à l'animosité des sectes qui se croient en mesure, de posséder la vérité quand elles se sont jettées à l'autre extrémité des erreurs qu'elles leur reprochent. Lorsque ce miroir à tant de facettes ne subsistera plus, le philosophe ne sera plus arrêté par l'obstacle qui le repousse: le simple pourra porter ses yeux jusqu'au trône de la vérité sans les concentrer dans ses intermèdes (d. h. diese werden sodann frei leiten); les sectes pourront avoir le loisir d'appercevoir ce qui leur manque: et Mahomet lui-même, n'ayant plus d'antagonistes, reconnaitra sa nudité.“ —

und Thuns selbst administrieren will. (Videantur die neueren Gewerbspolizeien). Ich sage will, weil es hier doch immer nur auch beim besten Wollen bleibt, und Religion wie Wissenschaft von aussen herein nicht regiert werden können.

Wenn nemlich schon Religion und Wissenschaft (Priester und Gelehrte) jeder einzelnen Nation oder jedem Staat nicht nur dienlich, sondern zur Erreichung des Staatszwecks unentbehrlich sind, so sind doch beide schon aus dem einfachen Grunde nicht blosse oder Staatsdiener im engeren Sinne, weil seit Einführung des Christenthums es keine Staats- oder Nationalreligion mehr gibt, und der Begriff einer solchen eben so absurd ist, als jener einer Nationalwissenschaft, z. B. einer baierischen Wissenschaft im Gegensatze einer preussischen. Die Erfahrung hat auch satksam gelehrt, wohin es mit Religion und Wissenschaft kommt, wenn selbe aufhören, ihrer Natur gemäss, d. i. als Weltinstitute, behandelt und respectirt zu werden, wenn man sie unter dem Vorwande, sie recht handgreiflich nützlich oder praktisch zu machen, zum Polizeidienst herabwürdigt, und ihre Weltstandschaft verleugnet; eine Weltstandschaft, welche bekanntlich nur die römisch-katholische Kirche conservirt hat, wie denn die Ueberzeugung, „dass die christliche Kirche kein Nationalinstitut, sondern ein Weltinstitut ist, somit nur als vollständig bestehen kann und soll“, den Katholicismus begründet. Aber dasselbe gilt, wie sich leicht einsehen lässt, für die Wissenschaft, und hierauf beruht die besondere Würde und der Amtsadel des Priesters und des Gelehrten, welche nur in dem Verhältnisse erlöschen, als beide sich voneinander trennen, und in ihrer Entzweiung herabwürdigen *), oder als in einem Volke überhaupt der Sinn für alles Höhere, dem Bauchdienst oder wenigstens der zum Volksthum erweiterten und gesteigerten Selbstsucht nicht Fröhnende, erlischt.

Zu einer Zeit nun, in welcher das Problem der Restauration der öffentlichen Doctrin durch Reunion oder Wiedereinverständigung der Religion und Wissenschaft die Aufmerksamkeit der Cabinete sowohl als die so vieler Individuen beschäftigt, scheint jeder in dieser Absicht unternommene Versuch der Beachtung

*) Wo dann von einem Dritten — *Duobus litigantibus tertius gaudet* — die Wissenschaft gegen die Religion oder diese gegen jene missbraucht, das Volk empört oder niedergehalten wird.

nicht unwerth, welche Beachtung ich darum auch für folgende kurze Nachricht über meine im Spätsommer des Jahres 1822 unternommene Reise nach Russland in Anspruch nehmen darf, weil nemlich, wenn schon diese Nordexpedition, wie so manche frühere, nicht gelungen ist, selbe doch keinen anderen Zweck meinerseits hatte, als die Beförderung einer solchen Reunion, und meine seit einigen Jahren bestandene literarische Verbindung mit dem kais. russ. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts in St. Petersburg zu solch' einem Unternehmen mir nicht nur günstige Gelegenheit, sondern selbst Beruf gab.

Ein sorgfältigeres Studium der Geschichte der sogenannten Kirchenreformation und der mit ihr eingetretenen neuen Stellung der Wissenschaft zur Kirche (wie zum Staate) gab mir schon vor geraumer Zeit die Ueberzeugung, dass die französische Revolution mit all' ihren schlimmen und nichtschlimmen Folgen (denn jede Lüge und Bosheit muss am Ende Wahrheit und Güte fördern) nicht so fast eine Fortsetzung, als eine Erneuerung desselben Versuchs war, welcher in dem einen und im andern Falle misslang. Der Begriff einer Gegenreformation bot sich mir darum nicht nur so natürlich dar als jener einer Contrerevolution (es versteht sich, dass beide hier nicht im Ultra-Sinne genommen werden), sondern beide diese Begriffe fielen mir zusammen.

Das Problem, welches im 16. Jahrhunderte bereits für die Kirche hätte gelöst werden sollen, war jenes der Fixirung einer neuen Stufe ihrer intellectuellen Fortbildung, vermöge welcher sie, Tradition und Erkenntniss inniger verbindend, unbeschadet ihrer Universalität oder Weltstandschaft, das reger gewordene treibende oder sogenannte freie Element organisch tiefer binden, und somit zu ihrem (der Kirche) kräftigeren Fortwuchs als Triebkraft sich sichern sollte. Denn die Kirche kann und soll (so wie der Staat) dieselbe bleiben, und doch sich frei fortbilden, so wie jedes organische Individuum fortwächst, und hiemit eben das Dogma seines Urbildes erhält *), und nur wenn das treibende Element von dem

*) Alles Veraltern ist ein Anders- und Schlechterwerden. Soll darum ein Institut in der Zeit erhalten werden (dasselbe bleiben), so muss selbes nicht gleich einer historischen Reliquie oder Mumie nur conservirt, sondern gleich einem lebendigen Wesen beständig reparirt oder renovirt (erneuert) werden.

erhaltenden sich selbstisch erhebend trennt, wirkt selbes zerstörend auf letzteres, welches sodann gleichfalls nicht mehr erhaltend, sondern aufhaltend wirkt, dem Verwesungstrieb den der Versteinerung entgegen setzend, nach welchen zwei Polen hin wir denn wirklich die christlichen Confessionen nicht minder als die Wissenschaft und die positive Religion überhaupt auseinander gehalten sehen.

Wenn aber schon dieses Problem für die Kirche im 16. Jahrhundert nicht gelöst ward, und bis jetzt ungelöst blieb, so darf man darum doch an seiner Lösbarkeit nicht verzweifeln, ja man muss sich von der in unseren Zeiten dringender gewordenen Nothwendigkeit der Lösung überzeugen, besonders auch davon, dass dieses Problem (der organischen Subjicirung, nicht der mechanischen Deprimirung des treibenden Elements unter das erhaltende) für den Staat nicht gründlich gelöst werden kann, falls es für die Kirche ungelöst bleibt, eine Ueberzeugung, welche zum Theil bereits der h. Allianz zum Grunde lag. — Wie es denn überhaupt nicht zu begreifen sein würde, dass der Lebensbaum der Kirche und des Staats nicht zugleich sollte fortbestehen und fortwachsen können, und man ihn umhauen müsste, um ihn frisch wachsen zu machen, oder ihm alle Knospen und frischen Triebe beschneiden, um ihn zu conserviren.

In der That entging den Führern der europäischen Völker die Beachtung der schlimmen Folgen der Kirchenspaltung nicht, so wie denn bei allen neueren Congressen dieser Zerfall, somit die Unkräftigkeit der Kirche zur Sprache kam (für deren politische Bedeutung schon die Feindschaft bewies, welche alle Revolutionairs gegen selbe kund gaben), und die Bekräftigung ihrer Weltstandschaft für nöthig erachtet ward, zum Theil auch, um die weltlichen Monarchien als christliche Institute wieder tiefer zu begründen, und dem demokratischen Elemente des Christenthums sein Correctiv zu sichern. So viel man weiss, sind besonders Frankreich, Oesterreich und Russland hierin einig, sowie natürlich Preussen den Protestantismus in Schutz hält.

So gerechte Ursache man indessen hat, gegen die Ausschweifungen und selbst Verbrechen der Intelligenz in neueren Zeiten zu eifern und selbe zu reprimiren, so scheint doch auch so viel klar zu sein, dass man bei jedem zur Wiederherstellung des Ansehens der Religion nöthig erachteten Schritte auch den

geringsten Verdacht und Zweifel vermeiden oder beseitigen muss, als ob man diesen Zweck auf dem Wege des Absolutismus fördern *) d. h. die Religion durch Obscurantismus erheben, die Keuschheit der Intelligenz durch ihre Combabisirung sichern wollte. Und diese Maassregel scheint dermalen um so empfehlenswerther, je gewisser es ist, dass die entgegengesetzten Rathschläge der Absolutisten leichter Eingang finden müssen, weil einerseits das Scandal schreiend und intimidirend genug war, und ist, welches die Ausschweifung des entbundenen treibenden Elements **) in Kirche und Staat veranlasste, und weil anderntheils dessen Erschöpfung nach seiner letzten Explosion leicht den Glauben an sein gänzliches Erstorbensein veranlassen kann; ein Glaube, den indess die stets rege erhaltene Furcht vor dessen Revenant noch nicht aufkommen liess. Der Jacobiner hat seinen Zweck erreicht, wenn er glauben gemacht hat, dass die bestehende legitime Souverainität die legitime Freiheit des Volks nicht begründe, sondern sie hemme, sowie der Feind der Kirche seinen Zweck erreicht hat, wenn er glauben macht, dass diese Kirche ein der Entwicklung der Intelligenz feindliches, nicht selbe begründendes Institut sei. Wogegen nichts gewisser ist, als dass Religion, Wissenschaft und Kunst ursprünglich (und sobald nemlich die Kirche ihre Weltstandschaft ausgebildet hatte, zu welcher sie freilich bei ihrem ersten Entstehen nur den Keim in sich schloss) Hand in Hand gingen, und dass nur unsere moderne falsche Aufklärung sie trennte, und in ihrer Trennung verderbte. Wie denn das Schlechte, welches sie in dieser Trennung produciren, das ist, was man das Moderne nennt. Ein Begriff der indess von Vielen dahin missdeutet wird, als ob das Schlechte dieses Modernen in

*) Es kann nicht befremden, dass in Frankreich, wo noch immer die Extreme im Schwanken sind, die Sprache des Absolutismus sich vernehmen lässt, wogegen diese Sprache in Deutschland nicht Eingang fände, und z. B. mehrere Gründe, mit denen die Hrn. v. Haller und Lamennais in Paris die gute Sache vertheidigen, in Deutschland nicht gut sein würden.

**) Es ist ein und dasselbe Lebenselement, welches in seiner organischen Bindung der Evolution des Lebens dient, und in seiner Entbindung revolutionistisch (jene Evolution aufhebend) zu herrschen strebt, und wie das Leben nicht bei diesem Herrschen, so kann es auch nicht ohne jenes Dienen bestehen.

der Neuheit seiner Production liege, und hiemit Kirche, Wissenschaft und Kunst seit einem beliebigen Datum aufgehört hätten, produciren zu können, die Classicität sohin nicht die Function hätte, die Genialität zu wecken und zu erziehen, sondern selbe in Fesseln zu halten. So z. B. antiquirte der Protestantismus die Kirche, indem er ihr ihre fortwährende Productivität ableugnete.

Mir, dem die Ueberzeugung lebendig geworden war, „dass die Gegenreformation im 19. Jahrhundert mit der Purification der Wissenschaft, und ihrer hiedurch möglich gemachten Reunion mit der Religion beginnen müsse“ (eine Ueberzeugung, welche auch Graf Maistre ausspricht), kam darum die vor wenigen Jahren von dem kais. russ. Hrn. Cultusminister Fürsten Galizin verschaffte literarische Correspondenzführung mit ihm allerdings erwünscht, weil ihr Zweck kein anderer war, als das Verhältniss der Wissenschaft zur Kirche und zum Staat, wie sich selbes besonders in Deutschland ausspricht, dem Ministerium darzustellen, und mir es sohin möglich gemacht ward, zum Besten jener Reunion in einem mächtigen Staate zu wirken, in welchem bei den höhern Classen manch' reger Sinn für Religion sich zeigte (wenn schon mit jener Gefühls-effervescenz verbunden, welche sich leicht von den Schranken der Kirchenordnung sowohl als jenen der Wissenschaft losreisst), bei den Niedrigern der alte religiöse Instinct noch wirksam war, und wo es mir also schien, dass ein von oben ausgehender Impuls zur Reunion der Religion und Wissenschaft das sicherste Verwahrungsmittel gegen die bereits tief eingedrungene Infection jener falschen Aufklärung gewähren konnte, welche im Abendlande von jener ihrer Entzweiung ausging und nur in solcher sich erhält, so wie mir endlich das Bedürfniss der Bildung des russischen Clerus, auf welchem im Durchschnitt ein noch bedeutenderes Minder von Achtung als auf dem protestantischen lastet, einen solchen Impuls zu fordern schien.

Ich konnte um so mehr auf guten Erfolg hoffen, da der Herr Minister mit religiösem Sinne Achtung für die Wissenschaft zeigte, und selbe mit mir trotz ihrer Verdorbenheit für gracieable (erlösbar) hielt. Von seiner Neigung zum Pietismus *), die man an ihm

*) Gegen diesen Pietismus, nicht insofern er Frömmigkeit und inneres religiöses Leben pflegen will, sondern insofern er diesen Zweck auf Kosten des äusseren Cultus zu erlangen strebt, und als separatistisch sich von

rügte, versprach ich mir die gute Folge, dass die bereits lange ausser den Weltsrom gehaltene, und hiemit in ihren antiken Formen auch mir den wehmüthigen Anblick „eines Grabmonuments eines Helden über welchem ein Genius weint“ gebende russisch-griechische Kirche geweckt und reactionirt, hiemit aber vielleicht auch veranlasst würde, nicht nur der abendländischen römischen Kirche sich wieder zu nahen, sondern bei dieser selbst die protestantischen Confessionen zu vermitteln. Eine Vermittelung, welche mir indess ohne gründliche Bearbeitung der Vermittelung der Religion mit der Wissenschaft überhaupt keineswegs thunlich schien, und auf welch' letztere ich sohin die Aufmerksamkeit des Herrn Ministers vorzüglich zu lenken mir angelegen sein liess.

Es war zu bedauern, könnte aber nicht fehlen, dass meine literarische Correspondenzführung mit dem Hrn. Minister (gleichsam die Function eines literarischen Consuls, deren Ausübung man wohl nicht den eigentlichen Gesandtschaften übertragen kann) bald, sowohl in als ausser Baiern, von Nichtrussen und Russen missdeutet, und mir, dessen rücksichtslose, nur den Interessen der Religion und Wissenschaft frei angelobte, Gesinnung man nicht kannte, allerlei politische oder persönliche pfffige Neben- und Hauptabsichten dabei zugemuthet wurden. Einestheils hatte das Memoire von Aachen und Kotzebue eine fatale zum Theil lächerliche Aufmerksamkeit gegen Russland erregt, anderntheils wird Menschen, welche ihr ganzes Leben mit diplomatischen krummen Linien zu thun haben, die Lehre der geraden Linie transcendental, und endlich sieht ein blosser Naturalist (der sich schon für verständig hält, weil er von der Religion nichts hält und von ihr nichts versteht) in allen Bestrebungen zum Besten

der Kirche, so wie in der dunklen Gefühlsregion sich haltend, von der Wissenschaft sich abkehrt, und die Religion, welche bei der ersten Separation (der Reformation) schon aufhörte Weltangelegenheit zu sein, vollends zur obscursten Haus- und Privatangelegenheit herabsetzt — gegen diesen Pietismus, sage ich, habe ich mich (im 5. Hefte meiner Fermenta Cognitionis) neulich öffentlich erklärt. Die immer häufigere Zunahme dieses Separatismus unter Protestanten ist übrigens die nothwendige Folge des Nihilismus des öffentlichen Cultus. Wo nemlich ein wahres Bedürfniss dem Volk nicht auf ordentlichen (ordinirten) Wegen befriedigt wird, greift es zu nichtordentlichen Wegen, und die Jongleurs haben da leichtes Spiel.

der Religion nur den Pfaffen oder heuchelnden Pfaffendiener. In welchem letzterem Lichte, wie es mir scheint, selbst Russen in München meine Verbindung mit dem H. Culte-Minister betrachteten, und wesswegen sie sich gegen sie und gegen mich abhold zeigten *).

Anonyme Warnungen, die ich erhielt, und die mir anlagen, meine Schreiben an den H. Minister Niemandem in München zu vertrauen, das lange Liegenbleiben mehrerer derselben unterwegs, und das Verlorengehen noch mehrerer, kurz die Ueberzeugung, dass irgend eine Aufpasserei meine literarischen Arbeiten umgarnt hielt, machten natürlich in mir den Wunsch entstehen „nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Hrn. Minister“. Eine Zusammenkunft, welche auch sonst dem Ministerium nur dienlich sein konnte, weil eine persönliche literarische Importation die nichtpersönlichen Importationen doch weit an Gewinn aufwiegt, und von welcher ich zur Förderung und Bekräftigung der guten Sache Manches hoffen konnte.

Gerne nahm ich darum im Spätsommer des Jahres 1822 das Anerbieten eines jungen wissenschaftlich-gebildeten esthländischen Edelmanns, Baron Boris Yxkull an, welcher (mein Schwiegersohn werden wollend) mir anlag, ihn auf seiner Rückreise nach Russland zu begleiten, und nachdem ich mir von Töplitz aus die Verlängerung meiner Reiselicenz für eine Reise, welche, einem grossen wissenschaftlichen Zwecke gewidmet, meiner akademischen Function völlig entsprach, erbeten, überdies auch den Hrn. Minister Fürst Galizin von meinem Vorhaben avertirt hatte, trat ich diese Reise mit genanntem Edelmann über Berlin an.

Bei meinem persönlichen Aufenthalt in Petersburg hoffte ich übrigens der guten Sache (der Reunion der Religion und Wissenschaft) damit vorzüglich dienlich sein zu können, dass ich vielleicht zur Gründung einer religiösen Akademie die Veranlassung geben könnte, deren Zweck und Geschäfte eben so die Wiedervereinigung jener beiden sein sollte, als ihre Entzweiung der wohlüberlegte und consequent verfolgte Zweck z. B. des französi-

*) Wer Religion und Wissenschaft zugleich fördern und beide vereinen will, kann darauf rechnen, nur von Wenigen verstanden zu werden, nicht aber von der Menge, welche sich in die Heerden der frommen Schafe und der nichtfrommen Böcke theilt.

schen Encyclopädistenbundes in Frankreich, des Illuminatenbundes in Baiern etc. war *). Ein solcher Focus des Lichts konnte sich zwar in jedem Lande so gut als in Russland bilden (wie denn in Paris und Wien literarische Vereine in diesem Sinne sich mit Erfolg formirt haben), aber ich achtete ein solches Unternehmen nicht nur besonders für Russland ehrenvoll (weil gewissermassen hiemit die Letzten die Ersten geworden sein würden) und des Kaisers Grosssinn entsprechend, sondern ich hielt mich auch überzeugt, dass Russland auf solche Weise seine alte und neue literarische Schuld, besonders an Deutschland, auf die rühmlichste Art abzutragen beginnen konnte. Ein solcher literarisch-religiöser Verein sollte übrigens unter den Auspicien der Regierung als ein Institut de bonnes lèttres völlig selbstständig und offenkundig als ein Privatunternehmen bestehen, und ähnlichen Instituten in andern Ländern zum Behuf dieser wahren Weltangelegenheit die Hand bieten. Es versteht sich, dass ein solcher Verein, der sich nirgend unmittelbar an das gemeine Volk, sondern nur an dessen Lehrstand wendete, mit den Bibelgesellschaften nichts gemein haben konnte.

An Deutschlands Gränze, in Memel, fand ich ein ministerielles Schreiben (als Erwiderung meines frühern, das meine Reise angezeigt hatte) vor, und betrat somit *optima fidê* das russische Reich. Da aber der Kaiser erst drei Monate später von Verona in der Residenz erwartet wurde, deren kostspieligen Aufenthalt

*) Der Graf Maistre hält zwar auch eine solche Reunion der Religion und Wissenschaft für die *Conditio sine qua non* einer gründlichen Contre-revolution und glaubt, dass sie sehr nahe sei; meint aber, dass dieses grosse Werk durch einen einzelnen Menschen (einen *Deus ex machina*) werde geleistet werden, wogegen ich der Meinung bin, dass es gerathener sei, durch Verbindungen Mehrerer diese Restauration herbeizuführen, als auf jenen Einen müssig zu warten. Die Art, wie sich Maistre hierüber, in den *Soirées* II. 317. ausdrückt, ist merkwürdig. „Attendez que l'affinité naturelle de la religion et de la science se reunisse dans la tête d'un seul homme de genie: l'apparition de cet homme ne sauroit être éloignée et peut-être même existet-il déjà. Celui-là sera fameux, et mettra fin au XVIIIe siècle qui dure toujours: car les siècles intellectuels ne se règlent pas sur le calendrier comme les siècles proprement dits. Alors des opinions qui nous paroissent aujourd'hui ou bizarres ou insensées seront des axiomes dont il ne sera pas permis de douter, et l'on parlera de notre stupidité actuelle comme nous parlons de la superstition du moyen âge.“

ich mir möglichst ersparen wollte, so beschloss ich den Winter grössernthails in den Ostseeprovinzen zuzubringen, und mich mehreren dem Hrn. Minister vorzulegenden Arbeiten zu widmen, unter welchen der erste Theil meines seit mehreren Jahren mich beschäftigenden Werkes über Religion, welcher die Theorie des Opfers enthält, die vorzüglichste war, eine Schrift, die ich in Petersburg dem Druck übergeben und darum vorerst der Censur der h. Synode überreichen wollte.

Ich befand mich bereits tief im Winter eben auf dem Landgute des B. Yxkull, als dieser und ich durch einen Polizeicommissär vom Hrn. Generalgouverneur Marquis Paulucci Ordres erhielten, Er: „sich von seiner Provinz bis auf weiteres nicht zu entfernen“, ich: „mich nicht nach Petersburg, sondern zurück nach Riga zu begeben“. Und dem B. Yxkull ward hiebei sogar untersagt, mich selbst inner seiner Provinz auf meiner Rückreise zu begleiten, so sehr hielt man, wie es schien, unser ferneres Zusammensein für schädlich oder bedenklich.

Dieser junge Mann hatte bekanntlich das Unglück, einige Monate früher bei seinem Aufenthalt in Paris einem Polizeiverdacht (demokratischer Gesinnungen) zu unterliegen, und obschon dieser Verdacht sich grundlos bezeugte, so zog ihm selber doch diese neue Surveillance in Russland nach sich, welches ich und meine Freunde zwar begreiflich fanden, nicht aber, wie es möglich war, dass derselbe Verdacht, wie es den Anschein hatte, auch auf mich gefallen sein konnte *).

Es lohnt nun wohl der Mühe nicht, alle die abgeschmackten Gerüchte zu erwähnen, mit denen man auf meine Kosten, vorzüglich in Petersburg, über den Zweck meiner Reise sich unterhielt, von welcher man alles, nur nicht das Wahre wusste, und die Fama, welche sich überall bei solchen Gelegenheiten infam zu bezeigen pflegt, bezeugte sich auch hier als solche. Ob ich nun übrigens schon über das eigentliche Motiv meiner Zurückweisung von Petersburg noch nicht vollständig im Klaren bin (eine Zurückweisung, welche nur in der für gewiss angenommenen Schlechtigkeit und Gefährlichkeit meiner Gesinnung und meiner Absichten

*) Baron Yxkull ward erst heuer im Frühjahr von obigem Verdacht los gesprochen.

ihren Grund haben konnte), so glaube ich doch nicht zu irren, wenn ich folgenden Beweggrund als den wahren angebe.

Der Herr Minister befand sich nemlich durch die Vertreibung der Jesuiten genöthigt so viele katholische Priester als möglich nach Russland zu engagiren, und da ihm durch den Secretär der englischen Bibelgesellschaft der katholische Pfarrer Lindl in Baiern als ein vorzüglicher Prediger empfohlen ward, so engagirte der Herr Minister diesen Priester für den Fall, dass selber von seiner Regierung die Auswanderungserlaubniss erhalten würde. Dieser Lindl stand als Chef einer zahlreichen pietistischen Partei in Baiern und Württemberg etc. in grossem Ansehen, in so schlechterem hingegen bei seinem Consistorium, und da viele seiner Anhänger für den Fall seiner Auswanderung ihm nachfolgen wollten, der Herr Minister aber hoffen konnte, durch ihn mehrere katholische Priester zu erhalten, so ward auf sein Engagement ein besonderer Werth gelegt, welches die an die k. russ. Gesandtschaft in München ergangenen Aufträge erwiesen, so wie jene, die gelegentlich und nebenbei auch an mich kamen. Dieser Lindl, so wie der ihm bald aus München nachgefolgte Pfarrer Gossner, entsprachen aber, wie es schien, den Erwartungen des Hrn. Ministers nicht, indem sie, obschon als katholische Priester engagirt, in Russland dem Vernehmen nach bald förmlich apostasirten, und sich als Sectirer und Unruhestifter oder als religiöse Aventuriers in einem Lande bezeigt haben sollen, in welchem man bereits zum Ueberflusse mit derlei frommem Gährungsstoffe versehen war. Diesen Engagements folgten übrigens noch andere, die nicht minder misslangen, und worunter ich nur die von den zwei Secretärs Heinlet in München, als Schulmännern, nach Riga erwähnen will, welche ohne Zweifel das Werk desselben Lindl waren, und welche den Hrn. Marquis Paulucci nicht mit Unrecht gegen denjenigen aufbrachte, welcher der Stifter all' dieser Missgriffe war. Dieser aber war, nach des Hrn. Marquis Ueberzeugung, Niemand Anderer als ich, eine Ueberzeugung, die selber zum Theil gegen mich selbst aussprach, zu meinem Bedauern nicht minder als zu meinem Befremden, wie es nemlich möglich war, dass man einen Mann von seinem Wirkungskreise so falsch berichten konnte. —

Die später erfolgte Landesverweisung der beiden Priester Lindl und Gossner, die Verweisung der Frau von Krüdener nach der Krimm, endlich die Entlassung des Fürsten Galizin (als

Culteministers) selbst, lassen nun keinen Zweifel über den Gesichtspunct übrig, aus welchem man diese Vorgänge (als Folgen der Fassung eines andern Systems) zu betrachten hat, und somit auch darüber nicht, dass, falls man, theils aus Irrthum, theils aus bösem Willen (denn beides wirkte hier), mich dem Kaiser als dieselben Unruhe stiftenden, und die äusseren Kirchenordnungen verletzenden Absichten mit jenen Sectirern Lindl etc. etc. habend vorstellte, meine Zurückweisung ganz natürlich erfolgen musste, wenn schon diese Vorstellung, wie man in Baiern und ganz Deutschland weiss, völlig grundlos und falsch war, und schon meine dem Hrn. Minister gesendeten Memoires (in denen ich mich wiederholt nicht nur gegen allen separatistischen Unfug, sondern selbst gegen den Pietismus erklärte) hingereicht haben würden, mich von jedem solchen, auch meinem etablirten literarischen Charakter widersprechenden Verdacht frei zu halten. Auch zweifle ich nicht, dass es mir bei meinem Aufenthalt in Petersburg gelungen sein würde, den Hrn. Minister selbst durch Ertheilung mehrerer Aufschlüsse über Manches in diesem Betreff auf andere Gedanken zu bringen, ja selbst über meine eigene Ueberzeugung, welche ich schriftlich nicht mit dieser Bestimmtheit aussprechen konnte.

Den Forderungen meiner Ehre und dem Rathe meiner Freunde zufolge zog ich mich von Riga sogleich an die Gränze (nach Memel) zurück, um dort die Aufhellung eines, wie ich mich überzeugt halten konnte, waltenden Missverständnisses abzuwarten; denn ich erlaubte mir nicht, und erlaube mir noch jetzt nicht, im Geringsten daran zu zweifeln, dass die Wahrheit (in Betreff meiner Person und meiner rechtlichen Absichten) ihren Weg über lang oder kurz bis zum Throne des Kaisers finden wird, wie denn ein solcher Glaube eigentlich uns an jeden weltlichen Thron wie an den himmlischen bindet, und das himmlische wie das irdische Regiment damit fest steht, dass jeder üblen Gesinnung sofort die niederschlagende Furcht, jeder guten Gesinnung die erhebende Hoffnung des Anerkanntwerdens oder Nichtverkanntwerdens, entgegen tritt.

Es gingen sieben Monate vorüber, bis ich aus St. Petersburg die wiederholt erbetene Auskunft über den dortigen Stand meiner Angelegenheit erhielt, nemlich ein Schreiben des Hrn. Ministers, worin mir Selber kurz die Bestätigung des Verona-Beschlusses mit

der Anzeige der Cessirung meiner Correspondenzführung mit Ihm meldete.

Und so schlug denn ein nicht nur gutgemeintes, sondern, wie ich ohne Unbescheidenheit sagen kann, der guten Sache förderliches literarisch-religiöses Unternehmen bloss darum fehl, weil man dieses Unternehmen und den Unternehmer verkannte, oder nicht verstand, und letzterem ward für das Opfer, welches er mit seiner Zeit, seinem Talent und seinem Geld einem nach seiner Ueberzeugung auch für Russland nützlichen Unternehmen brachte, ausser dieser kränkenden Verkennung (für welche es bekanntlich bei honetten Gemüthern keine Vergeltung gibt) und einer öffentlichen Verunehrung noch zum Ueberflusse die empfindlichste Beschädigung zu Theil *). Eine Verunehrung und Beschädigung, die man ohne Zweifel einem Feind der guten Sache zudachte, die aber einem ausser Russland überall seit lange anerkannten Freund derselben zu Theil ward; welche Anerkennung endlich jene, (wie ich hoffen darf temporäre) Verkennung in Russland nicht im geringsten schwächte.

München, den 1. August 1824.

Freiherr Varnhagen von Ense hat in einer Zuschrift an den Herausgeber seine persönlichen Beziehungen zu Baader geschildert **), und diese höchst interessante Schilderung des hochgefeierten Biographen folgt hier, mit der Erlaubniss des Hrn. Verfassers, um so passender, als sie geeignet ist, die oben mitgetheilten Nachrichten nach verschiedenen Seiten hin zu ergänzen.

*) Die Cessirung meiner Correspondenzführung und des mit selber verbundenen jährlichen Honorars ward mir beiläufig ein Jahr, nachdem sie beschlossen war, bekannt, und ich sah mich also nicht nur mitten auf einer kostspieligen Reise (auf welcher ich mit Sicherheit den Eingang des fälligen Honorars erwartete) in keine geringe Verlegenheit gesetzt, sondern auch für die Zukunft empfindlich und bedeutend durch den Entgang dieses Honorars um so mehr beschädigt, da meine literarische Correspondenzführung die Verzichtung auf einen activen Staatsdienst und hiemit auf offene Dienstescarrière herbeiführte, und mir somit kein Regress möglich blieb.

**) Man vergleiche in Varnhagen's Denkwürdigkeiten undvermischten Schriften (2. Aufl. V, 207—212) die geistvolle und lehrreiche Skizze: Franz von Baader, welche die Persönlichkeit unseres Philosophen mit Meisterhand charakterisirt.

„Am 7. August 1821 kam ich mit Rahel in Töplitz an, und gleich in den ersten Tagen machten wir Baader's Bekanntschaft. Im Kurhause setzte sich ein Herr neben mich, der alsbald durch eben so witzige als tiefsinnige Bemerkungen über die Gesellschaft meine Aufmerksamkeit erregte, und sich auf mein Befragen als Franz von Baader zu erkennen gab. Er war freudig überrascht zu sehen, wie bekannt und hoch geehrt mir sein Name war. Seine Frau und seine in schönster Jugendblüthe prangende Tochter wandten sich zu Rahel, er selbst unterhielt sich eifrigst mit ihr. Wir sahen uns nun täglich, und fast alle Stunden des Tages. Baader kam regelmässig Vormittags, und gab uns Erläuterungen über seine damals jüngste, in Berlin erschienene Schrift „Sätze zur Begründung der Bildungslehre des Lebens“. Er war erstaunt, dass Rahel's Gedanken mit Leichtigkeit ihm in diese Tiefen folgen konnten, und beantwortete eifrigst, theils mündlich, theils schriftlich, die Fragen und Einwürfe, die sie ihm zu machen fand. Mich entzückte er auf grossen einsamen Spaziergängen durch seine beredte, heitere und gewaltige Darlegung der höchsten geistigen Erkenntnisse, es war ein ausserordentlicher Genuss, ihm zuzuhören, er sprach in bequemer Umgangsweise, wurde durch nichts gestört, nahm jede zufällige Wendung auf, und verlor nie seinen Faden, an welchem sich gewichtiger Ernst und witzige Laune wetteifernd anreihen. Nur etwa zwölf oder vierzehn Tage dauerte dieser beseelte Umgang, den ich zu den besten meines Lebens zählte.

Baader ging mit den Seinigen nach Lambach, wo die ihm gehörige Glashüte seine Gegenwart forderte. Von dort schrieb er an uns noch nach Töplitz, dann nach Dresden, auch sandte er uns das Manuscript einer neuen Schrift „Ueber Divinations- und Glaubenskraft“ mit einer Zueignung an Rahel, die aber für solche Ehre ihren damals literarisch unbekannten Namen nicht geeignet glaubte, auch gelang es nicht, den Druck in Berlin für diese Schrift zu vermitteln, und sie erschien später in Baiern mit einer Zueignung an den russischen Minister Galizin. —

Im Herbste desselben Jahres wurde uns in Berlin ein estländischer Edelmann, Freiherr Boris von Yxkull, zugeführt, ein junger Mann von lebenswürdiger Bildung und sprühendem Geiste, der auch in philosophische Tiefen sich gewagt hatte.

Da seine Reise nach Paris über München gehen sollte, so gab ihm Rahel einen Empfehlungsbrief an Baader mit, wofür ihr von beiden Seiten der wärmste Dank bezeugt wurde. — Im August 1822 kamen wir abermals nach Töplitz und verabredeterweise mit Baaders zusammen; wir fanden zufällig Wohnung in ein und demselben Hause. Der Umgang mit Baader ging in alter Weise fort, ebenso vertraulich als geistig erhebend. Er sagte uns, dass er Herrn von Yxkull erwarte, der sich ihm sehr angeschlossen habe, und künftig zu seiner Familie gehören werde; zunächst wollten sie zusammen nach Schwerin reisen, wegen dortiger freimaurerischer Archive, dann aber nach St. Petersburg, wo sich günstige Aussichten für eine Vereinigung der katholischen und der griechischen Kirche zeigten, auf der Durchreise würden daneben die Familiensachen in Esthland sich gehörig ordnen. Inzwischen vermehrte sich die Badegesellschaft, der König von Preussen war angekommen, der Grossherzog von Sachsen-Weimar. Der letztere bezeugte für Baader, der ihm vorgestellt wurde, grosse Aufmerksamkeit, und rühmte ihn gegen Rahel wegen der genialen Leichtigkeit, mit der er seine wunderbaren Ideen vorträge. Mit der fürstlichen Familie Clary, mit dem Fürsten Alexander von Solms-Lich, mit dem geistvollen russischen Fürsten Kosloffsky, mit dem Grafen Wilhelm von Kleist, und anderen bedeutenden Personen fanden vorübergehende Anknüpfungen statt. Herr von Yxkull traf endlich ein, aber die Umstände erlaubten nicht, schon jetzt die beabsichtigte Reise anzutreten, sie wurde aufgeschoben, und eine anderweitige nahe Zusammenkunft dazu verabredet. Herr von Yxkull reiste allein bald wieder ab, und nicht lange darauf verliessen auch Baaders in bester Stimmung den Ort.

Ich weiss nicht, von wo aus Baader und Yxkull ihre Reise nach Russland antraten; — die nach Schwerin scheint aufgegeben worden zu sein; im Herbst waren sie schon in Esthland.

Hier aber entwickelten sich unerwartete Schwierigkeiten und verhängnissvolle Missverhältnisse. Herr von Yxkull hatte in Paris die Unvorsichtigkeit begangen, in einem freisinnigen Tagsblatt unter eine ihm abgenöthigte Erklärung in grossmüthigem Eifer seinen Namen zu setzen, diess war in St. Petersburg übel vermerkt worden, und weder Yxkull noch sein Reisegefährte durften ihre Reise fortsetzen. Baader, der bisher in so hohem Ansehen bei der russischen Regierung gestanden hatte, versuchte umsonst

dasselbe für sich und seinen Freund geltend zu machen, er gerieth vielmehr selbst in Verdacht, und verlor das bedeutende Jahrgeld, das er von dem kaiserl. Ministerium bezog, er durfte sogar nicht in Esthland bleiben, sondern wartete den Sommer 1823 hindurch in Memel den Erfolg der Unterhandlungen ab, die er zu seiner Rechtfertigung mit der Behörde in St. Petersburg und dortigen alten Freunden angeknüpft hatte. Nachdem all' sein Bemühen vergeblich geblieben, und auch die Familiensache durch Widerstand der nächsten Angehörigen getrübt, indess noch keineswegs aufgegeben worden, kehrte Baader endlich zurück, und verlebte den Winter in Berlin, wo er noch die letzten Versuche machte, die zerrütteten Verhältnisse wieder herzustellen.

Als ich ihn hier wiedersah, fand ich in seinem Wesen und dessen Aeusserungsart nicht die geringste Veränderung. Immerfort war er mit den tiefsten Forschungen, mit wissenschaftlichen Aufgaben beschäftigt, immer aufgelegt zum ernstesten und heiteren Gespräch, immer offen für jede geistige oder persönliche Theilnahme. Sein Benehmen liess nicht ahnen, dass er von harten Schicksalsschlägen betroffen worden, auch liebte er nicht von diesen zu sprechen. Die Stärke seines Charakters mussten wir bewundern, nie sah ich seine heitere Standhaftigkeit im mindesten gebeugt, wiewohl er die Schwere der Unbill, die er erlitt, und die selbst seinen äussern Wohlstand bedrohte, tief empfand. Da er keine Bücher mit sich führte, so entlieh er deren von mir, vor allen Tauler, Eckhardt, Saint-Martin, die ich alle wieder bekam mit vielen Spuren seiner zahlreichen Bemerkungen, die er mit feinem Bleistift fast auf jeder Seite beigeschrieben, nachher aber wieder ausgelöscht hatte.

Im Ganzen sah ich ihn während dieser Zeit nicht so viel und so vertraulich, als ich es wünschen durfte. Auch war Rahel mit manchen seiner Ansichten und Aeusserungen weniger zufrieden, als früher. Die Art, wie er bisweilen Wunder und Aberglauben behaupten oder vertheidigen wollte, fand entschiedenen Widerspruch. Er zog sich in seine Studien zurück. Wissenschaftlichen Umgang hatte er besonders mit Hegel, unter beiderseitiger starker Anziehung; dann mit Marheineke, mit dem er aus früherer Zeit näher bekannt war; mit dem geheimen Rath Johannes Schulze; ferner besuchte er den Buchhändler Georg Reimer, der seine kleinen Schriften, *Fermenta cognitionis* genannt, verlegte,

und auch einigemal Schleiermacher, der ihn aber wenig befriedigte, und dessen Standpunct er mit Hegel und Marheineke für einen überwundenen erklärte. Als er Berlin verliess, waren seine Anliegen in Russland hoffnungslos erledigt.

Auf der Rückreise nach Baiern besuchte er in Leipzig den österreichischen Generalconsul Adam Müller, der sich sogleich ausserordentlich bemühte, den grossen und tiefen Geist, als den er Baader erkannte, ganz für diejenige Stellung zu gewinnen, die er selbst einnahm, und ihm die Aussicht eröffnete, das in Russland Verlorene reicher in Oesterreich wiederzufinden. Adam Müller hat mir selbst erzählt, dass er Hoffnung gehabt, seine eifrigen Bemühungen mit bestem Erfolge belohnt zu sehen, dass er aber in seinem Eifer nachgelassen, sobald er wahrgenommen, dass Baader doch zu sehr mit Leib und Seele an Baiern hänge, um je sich ganz an Oesterreich, und in Wissenschaft und Forschung zu selbstständig, um sich einer gebotenen Leitung hinzugeben, die schon ihm bisweilen und noch mehr Friedrich Schlegel'n empfindlich beengend geworden war.

Im Sommer 1827 kam ich auf einer Vergnügungsreise nach München, und suchte Baader in Schwabing auf. Wir sahen uns während vierzehn Tagen beinahe täglich. Der Umgang war so geistig belebt, so heiter und ergiebig wie je. Die Blätter, auf denen ich Einzelnes davon angemerkt, sind leider im Augenblicke nicht zu finden.

Im Sommer 1834, ein Jahr nach Rahel's Abscheiden, sah ich Baader zum letzten Mal. Ich reiste von Wien über München nach Berlin zurück, und verweilte nur ein paar Tage. Zuerst verfehlten wir bei unsern Besuchen uns wechselseitig; das war unangenehm. Aber auch sonst war es nicht ganz befriedigend, es war als ob eine Wolke zwischen uns schwebte. Doch weiss ich keine Ursache, und vielleicht war es nur Schein.“

Im Jahre 1824 schrieb Baader die geistvolle Recension der Schrift von Heinroth über die Wahrheit. Im Jahre 1825 folgte dann die Recension von Bonald's *Recherches philosophiques sur les premiers objets de connoissance morale*, und ausser mehreren kleineren Anzeigen und Aufsätzen im Jahre 1826 die Recension der Schrift: *Essai sur l'Indifference en matiere de religion*

par l'Abbé Lamennais, und die drei Sendschreiben vom Segen und Fluch der Creatur an Joseph Görres.

Unterdessen war die Verlegung der Universität zu Landshut nach München ausgeführt und die Vorlesungen waren im Herbste 1826 an der neuen Universität eröffnet worden. Während der König Ludwig eine grosse Anzahl von Professoren mit gutem, zum Theil ausgezeichnetem Gehalte berief, z. B. Schelling (der übrigens erst im Herbste 1827 seine Vorlesungen zu München eröffnete), Görres, Schubert, Oken etc., hatte Er für Baader, den hervorragendsten Denker Baierns, nichts zu bieten als eine Honorarprofessur ohne Gehalt und anfangs sogar ohne Gratification d. h. Er gab dem einundsechzigjährigen genialen Philosophen, den Er vor mehreren Jahren ohne seinen Wunsch als Oberbergrath ausser Function und ausser die Möglichkeit gesetzt hatte, im praktischen Dienste eine höhere Rangstufe zu erringen, weder eine mit Gehalt verbundene Stelle in der Akademie, noch Sitz und Stimme in der philosophischen Facultät, mit anderen Worten, Er machte ihn der Sache nach mit dem Titel eines Professors zum Privatdocenten der Philosophie, nur ohne die Aussicht zum wirklichen und zum ordentlichen Professor vorzurücken, während Er namentlich für Schelling, der zugleich Vorstand der Akademie wurde, die höchsten Ehrenstellen und glänzendsten Gehalte in Bereitschaft hatte.

Baader eröffnete seine Vorlesungen im Spätherbst 1826 vor einem zahlreichen glänzenden Auditorium mit der Rede über die Freiheit der Intelligenz *), die einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Wie er war, ohne Winkelzüge, ohne Professorenpolitik und Diplomatie, ohne prunkendes Aushängeschild und ohne zurückhaltende Vornehmthuerei, aber mit dem ganzen Selbstgefühl eines seiner Kraft und seines Berufs sich bewussten Mannes kündigte er seine Vorlesungen an als das, was sie waren, als Vorlesungen über religiöse Philosophie im Gegensatze der irreligiösen älterer und neuerer Zeit, und las zunächst im Wintersemester 1826/27 über philosophische Erkenntnisswissenschaft.

Diese Vorlesungen wurden längere Zeit eifrig von einer zahlreichen Zuhörerschaft besucht und nicht bloss von Studirenden, sondern auch von gereiften und zum Theil bejahrten

*) München, Lindauer, 1826. Vergl. s. Werke I, 133—150.

Männern der Stadt, von Professoren, Literaten und Beamten *). Eine Zeit lang verband er auch Conversatorien mit seinen Vorlesungen, die er aber bald wieder aufgab. Hätte er es über sich vermocht, seinen Vorträgen einen mehr methodischen und systematischen Charakter zu verleihen, so würde die unverkennbare Genialität und Tiefe wie der Reichthum seiner Gedanken ihm fort-dauernd eine zahlreiche Zuhörerschaft gesichert haben. Allein er setzte die Elemente philosophischer Bildung überall schon voraus und verknüpfte vielfach so Entlegenes miteinander, dass ihm nicht Viele folgen konnten und daher in der Folge seine Vorlesungen im Vergleiche mit jenen Schelling's nur schwach besucht wurden. Später las er auch über Naturphilosophie und Societätsphilosophie, wandte sich aber bald fast ausschliessend der Religionsphilosophie zu. Nur in den letzten zwei Jahren seiner akademischen Wirk-samkeit und seines Lebens hielt er auch Vorträge über Psycho-logie und Anthropologie. Dabei stund er fortwährend im leb-haftesten Verkehr mit dem angeregteren Theile seiner Zuhörer, von deren Einem oder dem Andern oft auch von Mehreren er fast täglich besucht wurde. Auch fehlte es zu keiner Zeit an Fremden, jüngeren oder älteren Gelehrten aus Frankreich, England, Italien, Griechenland, Ungarn, Russland etc., die sowohl in seinen öffentlichen Vorlesungen als in seiner Wohnung ab- und zugingen und denen er über Philosophie, Politik, Religion, Kunst etc. in französischer und englischer Sprache wie in deutscher seine Ideen mittheilte. Solcher Ausländer waren, um nur einige davon zu nennen, Lamennais, Graf Montalembert, Rio, Jourdan, Cazales, Boré, Sugéy-Avisard, Lebre, Secretan, Lerminier, Cleasby, Martensen, Kontzias, Morelli, Fürst Mestchersky, Chevireff, und viele Andere, auch Ungarn und Polen. Wer nicht zur Bewunderung und Verehrung der Tiefe seines Geistes und des furcht-losen Freimuthes seiner Eröffnungen hingerissen ward, der wurde

*) Unter Andern besuchte auch ein junger Gelehrter aus dem Nassauischen, Seebold, die Vorlesungen B., zog aber häufig den Besuch des Theaters vor, wenn an einem Vorlesungsabend eine Vorstellung gegeben wurde. Gleichwohl meinte er sich berufen, in einer Schrift Protest gegen Baader's Lehren einzulegen. Zu Frankfurt a. M. bei L. Brönnner erschien im J. 1830: Philosophie und religiöse Philosophen, von Dr. Carl Seebold, eine Schrift, die Baader nie der Beachtung würdigte und die auch ziemlich spurlos vorübergegangen ist.

wenigstens von Erstaunen über die Genialität des Mannes und die Originalität seines unerschöpflichen Geistes ergriffen und nicht leicht wird Einer von ihm geschieden sein, ohne für sein ganzes Leben nachwirkende Eindrücke von ihm empfangen zu haben. Nur entschiedene Feinde der Religion wurden von ihm eben so schroff abgestossen, als Empfängliche mit magischer Gewalt zu ihm hingezogen wurden.

Baader stand bereits im zweiundsechzigsten Lebensjahre, als er den philosophischen Lehrstuhl bestieg. So geistvoll und lebendig sein Vortrag auch war, so fehlte ihm doch, wie gesagt, Mehres, was er besitzen musste, wenn er auf die Dauer sich eine bedeutende Zuhörerschaft erhalten wollte. Abgesehen davon, dass er die Kenntnisse der Elemente der Philosophie und mehr als diese voraussetzte, gab er nie ein in sich geschlossenes Ganzes, vernachlässigte die methodische Entwicklung seiner Ideen und erlaubte sich oft fulgurirend die kühnsten Sprünge in der Ideenverknüpfung, denen nur diejenigen mit Gewinn und Genuss folgen konnten, die eifrig genug waren, eben um sich das Verständniss seiner Vorlesungen zu sichern, seine bis dahin erschienenen philosophischen Schriften gründlich zu studiren. Wer diesen Weg einschlug, konnte Baader's Vorlesungen überall folgen und für solche Zuhörer war jede Vorlesung Baader's ein mit Spannung erwartetes Fest und ein geistiger Hochgenuss, hinter welchem selbst eine Schelling'sche Vorlesung trotz ihrer formellen Vorzüge meistens zurückstand. Es ereignete sich, dass ein Semester lang Schelling unmittelbar nach Baader, obgleich nicht in demselben Hörsaale, las. Ich hörte beide Vorlesungen. Regelmässig war da die Vorlesung Schelling's im Vergleiche mit jener Baader's inhaltsarm zu nennen. Man musste die grössere Kunst des Vortrags, die methodischere Entwicklung, die geschmeidigere Sprache, den ästhetischeren Periodenbau und das ansprechendere und angenehmere Organ auf Seiten Schelling's anerkennen. Ja, es lag wenn nicht mehr Würde, doch gemessenere und gleichmässigere Haltung in Schelling's Auftreten und er machte den Eindruck eines Mannes, der sich selber vollkommen in der Gewalt hat und der weniger noch durch das, was er spricht, als durch das, was er ist, beherrschend und achtungsgebietend wirkt.

Dagegen hatte man bei Baader manches Aeusserliche nachzusehen, ja manches Abstossende zu überwinden. Aber in jeder Vorlesung gab er eine fast überreiche Fülle von tiefen

Ideen *). Dabei trug er seine Gedanken mit einem jugendlichen Feuer und mit einer Begeisterung vor, dass die Aufmerksamkeit der Zuhörer bald von der Person des Vortragenden auf den erhebenden Inhalt des Vorgetragenen hingelenkt wurde. Während Schelling oft in seinen Vorlesungen eine wie mit Berechnung herbeigeführte allgemeine Aufregung des Erstaunens über den Verein so seltener Geisteskräfte mit der höchsten Kunst des Vortrags hervorrief, ergriff Baader den ganzen Menschen in der Totalität seiner geistigen Vermögen, und während er Verstand und Vernunft zu helleren Einsichten erhob, weckte er im Gemüth und Willen die lebendigste Begeisterung für den idealen Gehalt seiner d. h. der christlichen Ideen. Selbst von ihrem Gehalte aufs tiefste ergriffen, wirkte er auf Empfängliche mit unwiderstehlicher Gewalt, indess auch dem Widerstrebenden die erschütternde Macht seiner Rede Achtung, ja Bewunderung abzwang. Wenn er die Geheimnisse des Christenthums enthüllte, wenn er die Tiefen des Bösen charakterisirte, wenn er seine Ideen über die Erlösungslehre des Christenthums, über Liebe und Hass, über Verzeihung und Hartherzigkeit, über Besserung und Verstockung, über die inneren Qualen des Bösen und die himmlischen Freuden der Tugend vortrug, wenn er die kosmische Bedeutung des Christenthums in grossartigen Zügen nachwies, da wurden Viele bis auf den tiefsten Grund ihrer Seele erschüttert, und ich habe es erlebt, dass ergraute Männer von seinem ergreifendem Vortrage bis zu Thränen der tiefsten Rührung bewegt wurden. Gläubige wurden in ihrem Glauben aufs Festeste bestärkt, Ungläubige von ihrem Unglauben bekehrt und in Vielen die edelsten Entschlüsse für das ganze Leben hervorgerufen. Es leben noch Männer genug, deren ganze Lebensrichtung damals durch Baader bestimmt wurde, die Zeugniss wider diejenigen, die mich der Uebertreibung beschuldigen möchten, ablegen können.

Man fühlte wohl, dass Baader stets nur Bruchstücke aus einem grossen Ganzen gab, man konnte nicht bezweifeln, dass dieses Ganze in seinem umfassenden Innern vorhanden sei, man bezwei-

*) Es soll damit nicht gesagt werden, dass Schelling nicht eine gleich grosse Fülle von Gedanken in eine Vorlesung habe zusammendrängen können. Er that es nur nicht, weil es seinen Grundsätzen methodischer Gedankenentwicklung und Darlegung nicht entsprach.

felte nur, ob es ihm bei seinen vorgerückten Jahren möglich sein werde, dieses Ganze noch weit genug ausgeführt darzustellen. Dass dieser überreiche Geist die ihm gewordene „Fülle der Gesichte“ jemals erschöpfend zur Darstellung bringen werde, diess konnte Niemand für möglich halten, der einige Jahre in seiner Umgebung war. Seine Schriften verschwanden fast vor dem Reichthum und der Lebendigkeit seiner Persönlichkeit, so bedeutend auch jene sind. Er war das vollkommenste Gegenbild der gewöhnlichen Gelehrten, die er selbst mit ausgepressten Citronen zu vergleichen pflegte.

War eine Vorlesung Baader's zu Ende, so hörte damit keineswegs seine Lehrthätigkeit für diesen Tag auf, sie nahm nur eine andere Gestalt an. So wie er vom Katheder herabschritt, knüpfte er sogleich mit Einem oder dem Andern der zunächst stehenden Zuhörer über irgend einen Punct seiner Vorlesung ein Gespräch an, eine bald grössere, bald geringere Anzahl von Zuhörern gruppirte sich um den hochgeachteten Lehrer herum, so bewegte sich die ganze Gruppe durch den Hörsaal, durch die Gänge des Universitätsgebäudes und durch die Strassen der Stadt unter beständigen Wechselgesprächen, in denen jedoch Baader stets weit überwiegend in der Vorhand war, indem die Reden der Studirenden sich meist auf Fragen und kurze Aeusserungen beschränkten, bis er an irgend einem Puncte der Stadt plötzlich stehen blieb, sich mit einer leichten Hutschwenkung und Verbeugung, stets mit einer gewissen ungezwungenen Höflichkeit und mit einem seiner selbst bewussten Anstand, seinen Begleitern empfahl und verschwand. Oefter, wenn die Zahl der Begleitenden nicht gross war, nahm er auch die Begleitung bis an sein Schlösschen in Schwabing an, wobei er meistens alle hundert bis zweihundert Schritte auf einige Augenblicke stehen blieb, besonders, wenn sein Ideengang plötzlich eine andere Wendung nahm und er mit neuem Feuer zu sprechen begann. Hatte er in der Vorlesung schon eine grössere Fülle von Gedanken vorgetragen, als irgend ein Lehrer in gleicher Zeit vorzutragen pflegt, so ward diese Fülle doch meistens noch weit übertroffen von dem Reichthum der Ideen, welche er nach der Vorlesung wandelnd in den Gängen der Universität und auf den Strassen der Stadt vor seinen begleitenden Zuhörern entfaltete. Manchmal währten diese Fulgurationen nach der Vorlesung eine bis zwei Stunden, ohne dass es je möglich war, ihm

eine geistige oder körperliche Ermüdung anzufühlen. Meistens schien seine Kraft nur noch gesteigert und das letzte Wort floss ihm so frisch, kräftig und leicht von den beredten Lippen, als das erste.

Zweimal hielt Baader Privatvorlesungen über J. Böhme's Lehre und Schriften vor einem engeren Zuhörerkreise. Das erstemal im Sommersemester 1829, wobei er hauptsächlich die Böhme'sche Schrift über die Gnadenwahl zu Grunde legte. Das zweitemal im Wintersemester 1832/33 hauptsächlich über Böhme's *Mysterium magnum*. Beide Vorlesungen wurden in meiner Wohnung gehalten und von sechs bis acht, höchstens zehn Zuhörern besucht, worunter sich (obgleich nicht alle Genannten in beiden) Hamberger, Lasaulx, Sengler, Reichenberger und Andere befanden. Meine eifrigen Nachschreibungen retteten diese Vorträge vom Untergange, denn in Baader's Nachlass fand sich so gut wie Nichts davon vor. Der Eindruck dieser Vorlesungen war ein ausserordentlicher. Sie fesselten durch den dargebotenen Gehalt tiefsinniger Gedanken wie durch den hinreissenden Schwung der begeisterungsvollen Vortragsweise und eröffneten eine unermessliche Perspective grossartiger Ideen.

Wenn man erwägt, dass Baader im 62. Lebensjahre stand, als er im Herbst 1826 zu München den Lehrstuhl bestieg, so wird man sich eine Vorstellung machen können von der geistigen und physischen Lebenskraft, deren sich der seltene Mann bis in das höhere Lebensalter erfreute.

Die stete Jugendfrische seines Geistes schien wesentlich mit bedingt durch die ihm eigene Lebensart und Arbeitsweise. Er stund sehr frühe auf, und legte sich früh nieder. Nach mehreren Stunden ununterbrochener Arbeit in der Frühe, pflegte er damals fast regelmässig in die Stadt zu gehen und Besuche zu machen, wobei er stets ein Studienbüchlein bei sich hatte, in welches er unterwegs, wo es sich schicklich thun liess, mit Bleistift die zuströmenden Gedanken eintrug. Sein stets lebendiger Geist machte ihm Mittheilung an Andere zum unbesiegbaren Bedürfniss und besonders gern sah er sich von jüngeren Männern und Jünglingen umgeben, gegen die er in lebenswürdigster Weise unerschöpflich in der Mittheilung war. Der Drang nach Mittheilung war so gross in ihm, dass er gelegentlich seine Gedanken auch Leuten, von denen er wissen konnte, dass sie ihn nicht verstehen würden, mit

grösster Lebhaftigkeit und der ganzen Energie seines Wesens vor-
 trug. Er verkehrte übrigens mit allen Ständen, den höchsten wie
 den niedrigsten, mit gleicher Leichtigkeit, Ungezwungenheit und
 Sicherheit, und wusste mit Jedem in seiner Art sich zu benehmen.
 Er verstund es mit dem Fürsten in gleicher Weise einzugehen,
 wie mit dem Landmann, und wie er sich von Jenem nicht be-
 fangen machen liess, so machte er Diesen nicht befangen. Er
 war der beste Gesellschafter von der Welt und wo er in einer
 Gesellschaft erschien, da brachte er Leben, Bewegung, Heiterkeit
 und Geist in die Unterhaltung, sprudelnd von Witz und liebens-
 würdigem Humor, der je nach Veranlassung sich auch in Kaustik
 und Sarkasmus verwandeln konnte. Die prägnantesten Aeusser-
 ungen seines gelegentlichen Witzes waren in München zu Dutzen-
 den in Umlauf und darunter befanden sich manche so sarkastische,
 dass sie an verschiedenen Orten um so bitterer empfunden wur-
 den, je treffender sie waren. Baader sieht überall zu schwarz,
 konnte man da manchmal äussern hören, und seine Zunge ist zu
 scharf. Indess war sein Witz wenigstens in dem ersten halben
 Jahrzehent seiner akademischen Wirksamkeit harmloser Natur.
 Späterhin jedoch, nachdem er vielfache Verkennung, wenig
 Anerkennung von Aussen, gar keine von Oben erfahren hatte,
 nachdem er in der Ausführung seiner umfassenden wissenschaft-
 lichen Pläne überall auf Hemmungen und Hindernisse gestossen
 war, welche die volle und ganze Erfüllung seiner Lebensaufgabe
 schwer beeinträchtigten, ja vereitelten, bemächtigte sich wohl
 einige Bitterkeit seiner Seele und der sonst gewohnte Grosssinn
 seines Geistes verleugnete sich dann und wann in schneidenden,
 bitteren und sarkastischen Aeusserungen.

Im Jahre 1820 hatte sich Schelling nach Erlangen zurück-
 gezogen, um dort, wie Beckers sagt *), in ungestörter Musse und
 nur die *veniam*, nicht das *munus legendi* habend, seine Haupt-
 arbeit, die Philosophie der Mythologie und die Philosophie der
 Offenbarung, auszuführen. Es ist nicht bekannt, dass bis dahin
 irgend eine Misshelligkeit die freundschaftlichen Beziehungen beider
 Forscher unterbrochen hätte. Indessen hatte Schelling an den
 russischen Beziehungen Baader's Anstoss genommen. Als Baader

*) Fr. W. Jos. v. Schelling. Denkrede &c. von Professor und
 Akademiker Dr. Hubert Beckers (München 1835) S. 58.

im Jahre 1824 kurz nach seiner Zurückkunft von seiner russischen Reise nach München und Schwabing dem Hrn. Baron von Yxkull, der von Esthland gekommen war und von München über Erlangen nach Frankfurt reiste, ein Empfehlungsschreiben an Schelling mitgab, wurde dieser von Sch. frostig aufgenommen und Sch. erlaubte sich demselben gegenüber beleidigende Reden über Baader's Auftreten in Bezug auf Russland, wobei wohl noch mehr, wenigstens nach Baader's Auffassung, des Letzteren Vertheidigung des Katholicismus von Einfluss war. Baader wurde von B. v. Y. davon unterrichtet und schrieb darüber einen Brief an Schelling, welchen dieser am folgenden Tage mit kaltem Stolze und vornehmer Fremdheit beantwortete, womit der Briefwechsel beider Männer geschlossen war *). Als Schelling im Herbst 1827 als Professor an die im Jahre vorher eröffnete Universität nach München kam, machte er seinem früheren Freunde und jetzigen Collegen keinen Besuch. Baader fand sich durch diese Rücksichtslosigkeit und Unhöflichkeit verletzt und wies nun seinerseits einen später durch Herrn von Ringseis eingeleiteten Annäherungsversuch Schelling's, der mehr abgezwungen als freiwillig war, entschieden zurück. Baader erklärte wiederholt gegen seine Freunde, dass er sich dem Umgang und freundschaftlichen Verkehre mit Schelling nicht entzogen haben würde, wenn dieser ihm diejenigen Achtungsbezeugungen bei seiner Ankunft in München bewiesen hätte, auf welche er Anspruch gehabt habe. Eine halberzwungene und nicht aus dem Herzen kommende, also innerlich unwahre Annäherung aber habe er seiner nicht für würdig erachtet. Diess Missverhältniss würde indess keinen wesentlichen Einfluss auf die Anerkennung der Leistungen Schelling's als Universitätslehrers von Seiten Baader's gehabt haben, denn in der Anerkennung fremden Verdienstes war Baader immer grossartig gewesen, wenn Schelling's Vorträge seinen tiefblickenden Geist ganz zu befriedigen geeignet gewesen wären. Zu keiner Zeit verkannte Baader die seltene Genialität Schelling's, vor dem Umfang seiner ausgebreiteten Studien und seiner umfassenden Gelehrsamkeit hatte er die grösste Achtung, seine seltene Darstellungs- und Vortragskunst, wenn er auch nach seiner ganzen Natur einen zu geringen Werth auf diese Vorzüge legte, beanstandete er doch nicht. Aber es befremdete

*) Vergl. im vorliegenden Bande S. 420 u. 421.

und erstaunte ihn, dass ein so reichbegabter Geist seit dem mächtigen Rucke vom Jahre 1809, seit dem grossen Wendepuncte seines Philosophirens vom Pantheismus zum Theismus hin, keinen rechten Fortschritt gewinnen zu können schien, dass er unverkennbar noch immer mit »der Erfindung seiner Jugend« sympathisirte und, in dem Streben, diese Erfindung seiner Jugend doch als einen nöthigen Schritt und Fortschritt der menschlichen Vernunft selbst gelten zu machen, obgleich sie von ihm als unzulänglich erkannt wurde, den früheren und den späteren Standpunct auf eine zwar geniale, aber doch nicht haltbare Art auszugleichen strebte.

Wie Baader dasjenige, was damals durch Schelling's Vorlesungen von seiner neuen Lehre bekannt wurde, auffasste, ergibt sich aus einem Aufsatze, der, vermuthlich zwischen 1828—32 von ihm geschrieben, bis heute unbekannt geblieben ist. Er dankt seine Erhaltung nur einem Zufall und ist erst spät in die Hände der Herausgeber der Baader'schen Werke gekommen. Diese Reliquie ist zu wichtig, als dass sie hier nicht mitgetheilt werden sollte. Baader spielt darin die Rolle eines Studirenden der Münchener Hochschule.

Mein Cursus philosophicus in München auf der Ludwigs-Universität.

Da ich bescheiden bin — und auch der boshafteste Leser dieses meines Wanderbüchleins wird mir die Tugend der Discretion und Bescheidenheit nicht abstreiten können — da ich also bescheiden bin, so sage ich mit jenem Studiosus im Asmus: bin auch auf der Universität gewesen, und hab' auch studirt, — ne! studirt habe ich eben nicht, aber auf der Universität (nemlich der berühmten Ludwigsuniversität) bin ich gewesen, und bin da überall hingegangen, auch in die Hörsäle der Professoren, die so modest aussehen, dass das einfachste Kapuzinerrefectorium noch elegant dagegen heissen müsste — und so bin ich denn vor allem in den Hörsaal des geheimen Hofrathes und Professors Schelling gekommen, welcher, wie er und seine Schüler sagen und also wohl auch wissen müssen, wie es denn noch unlängst sogar ein Franzose von ihnen gehört und sogleich in Zeitschriften bekannt gemacht hat, dermalen der noch einzig lebende Philosoph in Deutschland und folglich in der Welt ist. Ich setze aber hinzu: leider! der

letzte, weil nemlich, nach Schelling's Versuchen zu schliessen, alle Hoffnung einer Propagation verschwunden scheint, und die Philosophen Deutschlands folglich mit den Steinböcken in den deutschen Alpen dasselbe Schicksal haben, dass sie ausgehen oder vielmehr schon ausgegangen sind. Wenn aber Schelling mir schon in dieser Hinsicht als eine Rarität sich zeigte, so steigerte sich in meinen Augen diese Rarität, als ich selbst aus dem Munde einiger unschuldigen Theologen vernahm, dass dieser in seinen früheren Jahren und als Naturphilosoph eben nicht seiner Frömmigkeit wegen berühmte Philosophus in spätern Zeiten völlig umgeschlagen habe, und nicht nur, wie von so vielen Philosophen vor ihm und von ihm selber früher versucht war, dem Christenthum ferner kein Bein mehr stelle, sondern vielmehr, damit es nicht vollends auf sein Einbein umkippe, ihm erst ein tüchtiges zweites Bein untergesetzt habe, nemlich seine Philosophie, so dass also diese Philosophie dem Christenthume nichts, dieses aber um so mehr der Schelling'schen Philosophie zu danken hätte. Man kann sich nun vorstellen, dass ich bei solchen Aspecten ganz Ohr in Schelling's Vorlesungen war, und dass ich es an Aufmerksamkeit und Fleiss nicht fehlen liess, um von dieser einzigen und letzten Philosophie doch wenigstens einige Reliquien auf meine fernere Wanderschaft mitnehmen zu können. Da ich aber nach vielen angehörten philosophischen Vorlesungen doch noch immer nichts von Philosophie in mir verspürte, so sagte ich — in meiner bereits erwähnten Bescheidenheit — zu mir selber: es geht dir wie den Franzosen, die nichts Tüchtiges und Grosses — keine Religion, keinen König, keine Idee etc. — mehr bei sich behalten können — und nicht am Geber und der Gabe, sondern lediglich am Empfänger liegt die Schuld. Damit fing ich mich denn bereits schon zu trösten an, bis endlich ein mehrjähriger Zuhörer Schelling's mich eines andern belehrte, mich versichernd, dass es ihm nicht anders und besser mit dieser Philosophie ergangen sei und noch ergehe, man könne sie eigentlich nie auslernen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man eigentlich nie damit zum Anfang komme. Woraus mir denn freilich klar ward, warum Schelling auch diesen seinen halbjährigen Curs, dem ich beiwohnte, wie alle früheren mit der Warnung an seine Zuhörer schloss, ja nicht zu meinen, dass sie nun die Sache, d. i. seine Philosophie, weg und inne hätten oder wüssten, und dass er aus guten Gründen das Arcanum

(zum Recept seines allein veritablen philosophischen Wurmpulvers) sich noch vorbehalten habe, dass folglich seine (des geheimen Hofraths und geheimen Professors) Philosophie noch bis Dato der Welt ein Geheimniss (ein indisches *opus semper legendum*) sei. Was man weder lesen, noch hören kann, bleibt freilich geheim. — Bei diesem Heimlichthun blieben mir nur zwei Scrupel, nemlich 1) jener, dass für den vielen Schaden, den die frühere Naturphilosophie in der christlichen Welt gestiftet, diese doch allerdings schon längst das volle Recht hätte, ein öffentliches Zeugniss der Retraktionen des Stifters der Naturphilosophie von diesem selber zu erhalten, und 2) ob es sich nicht am Ende mit diesem philosophischen Geheimnisse verhalten könnte wie mit jenem der Freimaurer, welche nemlich ab origine allerdings ein Geheimniss hatten, aber später selbes verloren, jedoch diesen Verlust noch geheim hielten, bis endlich auch dieses zweite und letzte Geheimniss verrathen und offenkundig geworden ist.

Wenn es mir indess bei so gestalten Sachen mit der Schelling'schen Philosophie nicht besser ging, als allen seinen übrigen Zuhörern — ich meine nemlich Jene, welche sie inwendig, und nicht bloss auswendig zu lernen wünschen, so ist mir doch Etwas von dieser Philosophie nicht geheim geblieben, und zwar die Hauptsache, ihr gepriesenes Verhältniss zum Christenthum, worüber ich mich hier nur mit folgenden wenigen Worten aussprechen will, nemlich über einige Hauptmomente dieser christlich sein sollenden und wollenden Philosophie.

Zuerst also wunderte ich mich nicht wenig, als ich Schelling seine Offenbarungstheorie mit der logischen Trilogie des Sein-Könnens (Wollens), des Sein-Müssens, und des Sein-Könnens und Sein-Müssens beginnen und hiemit den Begriff des Ternars auf diese abstract logische Balancirstange stellen sah. Wunderlich kam mir da ein Gott Vater vor, welcher beliebig sein oder auch nicht sein kann, und welcher nicht will, weil Er ist, sondern welcher ist, weil Er will (*car tel est son plaisir*). Auch war ich erstaunt, dieselbe Trilogie wieder zu vernehmen, die ich früher schon bei Hegel hörte: als Nichtsein, Sein und Dasein, wie denn in der Schelling'schen Construction selbst das Hegel'sche An sich und Für sich wieder wörtlich vorkam. Da wäre mir denn die Feindschaft Schelling's gegen Hegel nicht begreiflich gewesen, wenn ich nicht aus der Physik mir gemerkt

hätte, dass nur die gleichnamigen Pole sich abstossen. Ich überzeugte mich also, obschon ich kein Theologe bin, leicht, dass Schelling's Begriff des Ternars so wenig als der Hegel'sche der christliche (in der Nicänischen Synode und in dem symbolum von Athanasius bestimmte) ist. Ich getraue mich vielmehr, zu beweisen, dass beide von jenem Ternar der Griechen sich ableiten, der aus der Freiheit, der Nothwendigkeit (nemlich der Hyle oder Materie) und aus beider Congress hervorging. Diese Ueberzeugung von der Unchristlichkeit der Schelling'schen Dreifaltigkeit wurde mir aber zum Ueberflusse d. h. *usque ad taedium* klar, als ich über den Logos die Worte vernahm: „der Vater erzeugt den Sohn, Zeugen ist aber nichts anderes, als Etwas von dem Ausschliessen, worin es vorher verschlungen war, und selbes damit in die Nothwendigkeit versetzen, sich selbst zu verwirklichen oder zu verselbstigen und zu personificiren.“ Wer sieht nicht, dass hiemit jene alte arianisch-tertullianische Häresis wieder auftritt, gemäss welcher der Sohn nur durch die wirkliche Creation *ad actum* (zur Persönlichkeit) kommt, so dass der Sohn also in der Schelling'schen Philosophie zwar nicht wie in der Hegel'schen vom Vater abfällt, wohl aber von diesem ausgeschlossen wird, hiemit aber ein Schicksal (eine Geschichte) erhält, oder vielmehr sich als ausgewandert seine Fortuna selber machen und, indem er nicht aus Liebe sondern aus Noth die Welt sich schafft, durch mancherlei Fata, so gut oder schlecht es geht, sich durch die Weltgeschichte durchschlagen muss.

Wie nun der Fundamentalbegriff der Schelling'schen Offenbarungstheorie, nemlich jener des Ternars und der mit ihm zusammenfallende der Schöpfung, der Zeit und der Geschichte, ein unchristlicher Begriff ist, so gilt dieses nicht minder von Schelling's Theorie des ethisch Bösen und physisch Uebeln, d. h. von seiner Leugnung des bösen Geistes als eines persönlichen Wesens, über den ich aus Schelling's Worten nicht ganz wegstreichen konnte, ob ein solches persönliches Wesen oder ein solcher persönlicher Geist (ein Lügner und Mörder von Anfang, wie Christus sagt) je gewesen, oder ob derselbe vielleicht, nachdem Christus in seiner Höllenfahrt (nemlich in den Hades, denn die Hölle wird nach der Lehre der Kirche erst nach dem Weltgerichte geöffnet) ihn auf's Haupt geschlagen (d. h. ihm die Macht über den Menschen genommen) hat, nur dermalen nicht und nichts mehr ist. Wobei ich

mich nur abermal darüber wundern musste, dass auch hierin, über die Nichtexistenz des bösen Geistes, Schelling mit seinem Gegner und Erbfeind (Hegel) doch im Grunde einer Meinung ist. Hegel macht nemlich bekanntlich der Schrift und der Kirche den flachen Vorwurf, dass selbe durch die Behauptung von der Existenz eines bösen Geistes die Bosheit einer Creatur (des Menschen) durch eine andere böse Creatur (also idem per idem) erklären wolle, während doch die Lehre der Kirche nur die ist, dass die Bosheit nur in einer Creatur und von ihr und zwar nur in einer intelligenten Creatur zuerst entstehen, anfangen oder sich entzünden und von da aus selbst den nichtintelligenten Theil der Schöpfung inficiren und gleichsam in Brand setzen konnte, dass aber diese Creatur nicht der Mensch war, welchem darum nicht, wie zwar Kant wollte, die Ehre der ersten Erfindung der Bosheit gebührt. Es kann also vielmehr umgekehrt gegen diese beiden Herrn Philosophen der Beweis geführt werden, dass, falls sie, die Schrift und die Kirche Lügen strafend, den Teufel leugnen, sie auch die factisch in der Welt fortbestehende Teufelei leugnen müssten, falls sie dieses könnten. Denn wer den Vater leugnet, der muss auch den Sohn leugnen, und wer diesen zugeben muss, der muss auch den Vater zugeben. Uebrigens kann sich der Teufel eine solche Offenbarungstheorie allerdings wohl gefallen lassen, welche die Menschen, indem sie ihnen weiss macht, dass er, der Teufel, gar nicht existire, gegen ihn völlig sicher und unachtsam macht.

Für ebenso unchristlich musste ich die Schelling'sche Philosophie der Mythologie halten, indem selbe nicht von einer primitiven Offenbarung als gleichsam einem Familiengut ausgeht, sondern die Mythen gleichsam autochthonisch in jedem einzelnen Volke per generationem aequivocam entstehen lässt, und doch zu verstehen gibt, dass alle diese Irrlichtlein, über dem breiten Sumpfe der Mythologie in einen Focus gesammelt, das Licht der Welt, d. i. Christus, in die Welt bringen mussten. Bei dem wunderbar prästabilirten Zusammenstimmen aller dieser Mythen mit der Schelling'schen Philosophie (denn diese macht die Mythologie zur Basis des Christenthums und nicht das Gesetz des alten Bundes) konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, ob denn keine Abbreviatur in der Geschichte der Menschheit damit möglich gewesen, dass diese Philosophie oder dieser Philosoph etwas früher in die Welt gekommen wäre, und ob denn auch hier dasselbe Fatum waltete,

welches die Naturphilosophie in der gesammten Natur damit nachzuweisen suchte, dass sie den Demiurgos, gleich einem blinden Maulwurf, so lange von unten aufwühlen und in allen Gestalten sich abmühen liess, bis er endlich glücklicherweise in der Menschengestalt durchgebrochen und hier erst zu sich selber gekommen oder sehend geworden sei.

Schelling prophezeite uns aber für die christliche Religion und Kirche am Ende seiner Offenbarungstheorie accurat dasselbe Schicksal, nemlich, dass, nachdem der Kampf und Zank zwischen dem Christenthum an sich, d. h. der katholischen Kirche oder Petrus, und zwischen der Kirche für sich, d. i. der protestantischen Kirche oder Paulus (denn Paulus wird von Schelling als der erste Protestant declarirt), lange genug gedauert haben werde, sie endlich beide in der Johannitischen Kirche ihren ewigen Frieden und ihre Hochzeit feiern würden, womit also insinuirt wird, dass beide (die Katholiken wie die Protestanten) als solche nicht schon bei sich, d. h. bei vollen Sinnen, seien. Dabei kamen mir nur zwei arge Gedanken wieder in den Sinn, nemlich die preussische Union der beiden protestirenden Confessionen — auf dem Kirchhof! — und dann das ähnliche selige Ende der Fichte'schen Philosophie, welche gleichfalls ihr bellum internecinum zwischen dem Ich und Nicht-Ich, ächt katzenartig, zuletzt noch mit einer Vermählung schloss. Was mir aber bei dieser Schelling'schen Prophezeiung am meisten gefiel, das war ein junger kathol. Theologe, welcher ganz entzückt von dieser philosophischen Apokalypse sich gegen mich aussprach und also auch einer von jenen vielen seiner Brüder war, die sich soweit übertölpeln liessen, den Protestantismus als eine und zwar wesentliche Form der christlichen Kirche und als diese ergänzend zu betrachten, und welche also die Difformation nicht mehr erkennen und wissen, die leider! durch diese Reformation das gesammte Christenthum erlitt, und über welches unselige Ereigniss Katholiken wie Protestanten nur zu trauern und sich selber Vorwürfe zu machen haben. — — —

Im Jahre 1831 kam Krause nach München, aber alsbald ward er der seltsamsten Dinge angeklagt, namentlich des St. Simonismus, und in die Gefahr versetzt, im März 1832 polizeilich ausgewiesen zu werden. Da wendete Baader, der Krause's Lehre nichts weniger als befriedigend fand, aber dessen Charakter, sein

Streben und seine vielfach trefflichen Leistungen hochachtete, allen seinen Einfluss auf, die erwähnten Verdächtigungen als ungegründet nachzuweisen, und es gelang ihm, die Ausweisung zu hintertreiben und dem ungerecht Angegriffenen den Schutz der Behörden für die Zukunft zu sichern *).

Am 17. Januar 1835 starb nach längeren Leiden Baader's erste Frau. Er war tief ergriffen von ihrem Hingange. Sie war eine edle Dame von aristokratischem Wesen, vom reinsten sittlichen Charakter, von vielem Verstande und in ihrer Jugend von seltener Schönheit und Anmuth. Die schweren Verluste, die ihr Gemal erlitten hatte, trübte in ihren letzten Lebensjahren ihre Stimmung. Baader's Tochter, Julie, vermälte sich mit Professor Dr. Ernst v. Lasaulx, der nach seiner Zurückkunft von einer mehrjährigen Reise nach Italien und dem Orient Professor der Philologie an der Universität zu Würzburg geworden war. Baader's Sohn, Guido, hatte sich, nachdem er einige Jahre in österreichischen Militärdiensten gestanden war, in Baiern dem Zoll- und Mauthwesen zugewendet und sich hier bald durch ungewöhnliche Arbeitsthätigkeit und Tüchtigkeit eine geachtete Stellung errungen, und ist später zum Postwesen übergetreten. Noch in demselben Jahre, am 20. November, erlitt B. einen zweiten schmerzlichen Verlust, indem ihm sein geliebter congenialer Bruder, Joseph v. Baader, durch den Tod entrissen wurde. Wenige Jahre darauf, am 23. März 1838 folgte ihm der ältere Bruder, Clemens Aloys, nach, so dass nun Baader in München völlig allein stand. Nicht gewohnt, seinen kleinen Haushalt selbst gehörig zu überwachen, fand er bald, dass derselbe in Unordnung zu gerathen drohe, dass er hintergangen und betrogen werde. Er lernte Marie Robel kennen, die alle Eigenschaften einer für ihn erwünschten Frau besass, trug ihr seine Hand an und vermälte sich mit ihr am 29. December 1839. Die junge Frau, von nicht gewöhnlichen Geistesgaben und von dem trefflichsten Charakter, nahm sich seines Haushaltes und seiner Person mit musterhafter Sorgfalt an, brachte seine Ange-

*) Die reine d. i. allgemeine Lebenlehre und Philos. der Geschichte &c. H. von H. C. v. Leonhardi (Göttingen, 1843); Vorbericht des Herausgebers S. 37. Vergl. Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre C. Chr. Fr. Krause's &c. Von Prof. Dr. Lindemann, (München, Fleischmann, 1839) S. 28—29.

legenheiten in die beste Ordnung, lebte ganz ihrem hochverehrten und geliebten Gemal und erheiterte durch ihre Liebe, Sorgfalt und Treue seine letzten Lebensjahre in nicht genug anzuerkennender Weise. Wie sehr sie es verstund, ihrem Gemal Achtung und Liebe abzugewinnen und wie rein und edel dieses eheliche Verhältniss war, davon mögen die Briefe Baader's an diese seine zweite Gemalin zeugen, welche dem Briefwechsel einverleibt sind.

Unterdessen war der Conflict zwischen dem Erzbischof Cl. Aug. Droste-Vischering von Köln und der k. preussischen Regierung ausgebrochen. Der Erzbischof war in Folge seiner Erklärung, wo die von seinem Vorgänger (Grafen Ferdinand Spiegel) ihm hinterlassene Instruction in Betreff der gemischten Ehen nicht in Einklang zu bringen sei mit dem päpstlichen Breve, werde und müsse er sich nach dem Breve richten, am 30. November 1837 von Köln mit gewaffneter Macht in das Gefängniss nach Minden abgeführt worden, bereits am 10. December 1837 hatte der Papst Gregor XVI. in einer Allocution das Verhalten und Verfahren des Erzbischofs von Köln als gerechtfertigt und nothwendig erklärt und in erhobenem Tone Worte der Anklage gegen Preussen vor ganz Europa gesprochen. In Folge davon hatte auch der Erzbischof von Gnesen und Posen, Martin von Dunin, der schon vor dem Cölner Ereigniss und ganz unabhängig davon seit dem Januar 1837 dem k. Ministerium seine Bedenken wegen der Praxis in den gemischten Ehen geäussert hatte, aber abschlägig beschieden worden war, im Sinne der benedictinischen Bulle gegen den Willen des Königs einen scharfen Hirtenbrief an seinen Clerus erlassen. Dafür wurde er zur Amtsentsetzung und sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt und zuletzt auf die Festung Kolberg gebracht. Alle Bischöfe Preussens waren den beiden Erzbischöfen in dieser Sache beigetreten, nur der Fürstbischof von Breslau nicht.

Ganz Deutschland war in Aufregung, es regnete eine Fluth von Büchern, Broschüren und Zeitungsartikeln, Alles nahm für und wider Partei und im Lager der Katholiken selbst gaben sich sehr entgegengesetzte Stimmen kund. Auch Baader wurde von verschiedenen Seiten aufgefordert, seine Ansicht über den ausgebrochenen Conflict auszusprechen. Er konnte sich dem nicht wohl entziehen und sprach sich, den einzelnen Fall auf das Princip

zurückführend, mit der ganzen Offenheit, Geradheit und dem männlichen Muthe aus, die seinem Charakter eigen waren.

In dem Phönix von Eduard Duller erschien zuerst eine briefliche Mittheilung Baader's an einen Mitarbeiter dieser Zeitschrift, dat. den 30. Januar 1838, über das Kirchenvorsteheramt etc., dann in der evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg (1838. Nr. 55 und 56) ein Artikel über die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit des Papstthums oder des Primats vom Katholicismus, im allgemeinen Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen (1838, Nr. 229) ein Aufsatz: Rückblick auf de la Mennais etc. und im Jahre 1839 die Schrift: Ueber die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholicismus von der römischen Dictatur in Bezug auf Religionswissenschaft und endlich im Jahre 1841 die Schrift: Der morgenländische und abendländische Katholicismus etc.

Diese Auslassungen Baader's wurden von den Protestanten in ziemlich geringem Maasse beachtet und berücksichtigt. Einige protestantische Blätter beschäftigten sich wohl damit, aber von bedeutenden Männern im protestantischen Heerlager ist damals wenig Erhebliches darüber gesagt worden. Unter den Katholiken Deutschlands aber erhob sich eine gewaltige Missstimmung gegen Baader, man beschuldigte ihn des Abfalls von der katholischen Kirche und unterstellte ihm die verwerflichsten Beweggründe zu diesem Abfall, wie man meinte, zugleich von seinen eigenen früheren und bis dahin festgehaltenen Ueberzeugungen und Lehren. Unter den laut gewordenen Stimmen von dieser Seite gab es auch solche, welche mit ungeheucheltem Schmerze die Verirrung des sonst von ihnen hochgehaltenen Mannes in würdigem Ausdrücke beklagten, und glaubten, diese Verirrung aus seinen eigenen Schriften widerlegen zu können. Andere glaubten diese vermeintliche Wendung Baader's herbeigeführt durch eine Bestechung von Seiten Russlands oder doch durch die Absicht, von Russland weltliche Vorthelle zu erringen.

Den Abfall von der katholischen Kirche gab Baader zu keiner Zeit zu. Er erklärte, mit allen wesentlichen katholischen Lehren sich unverändert im Einklange zu wissen, stellte in Abrede, je dem Primat im römischen Sinne und dem daraus hervorgehenden Kirchenabsolutismus das Wort geredet zu haben, und schrieb eine eigene Zurückweisung der von dem Univers wider ihn erhobenen

Anklage eines Abfalls von der katholischen Kirche. In der That kann man sich aus dem Briefwechsel Baader's überzeugen, dass ihm mindestens schon im Jahre 1816 die Ueberzeugung fest stund, dass der Primat nicht gleich alt mit der katholischen Kirche sei und wer den Entwicklungsgang Baader's genauer kennt, namentlich seine frühe Bekanntschaft mit St. Martin's Schriften und seine Sympathie mit diesem Forscher, wird nicht glauben, dass jene Ueberzeugung ihm nicht schon viel früher geworden war, obgleich nicht in Abrede gestellt werden kann, dass die druckschriftlichen Aeusserungen Baader's über die Kirchenverfassung bis zu der Zeit des Kölner Kirchenstreites zwar nicht im Sinne Roms gedeutet werden konnten, aber keinen ausdrücklichen und directen Widerspruch gegen den Primat im Sinne des Episcopalsystems ausdrückten. Von einem Zugeständnisse des Primats im Sinne des strengen Papalsystems konnte bei Baader ohnehin keine Rede sein.

Was Russland betrifft, so sagt zwar Baader selber in einem Briefe an Dr. S., dass ihm von einer nordischen Societät insinuiert worden sei, sich mit den Römern zu überwerfen. Allein es liegt nirgends der Beweis vor und ist auch an sich nicht wahrscheinlich, dass diese Insinuation wirklich gemacht worden wäre. Gewiss ist ihm von Russen ein solcher Wunsch geäußert worden, aber man muss vermuthen, dass diese entweder nur eine Inspiration von Oben vorspiegelten, oder dass Baader sie in ihnen ohne Grund nur vermuthete und voraussetzte. Unumstößliche Thatsache ist, dass Baader von Russland keinerlei weltliche Vortheile erwarb und keinerlei Ehrenbezeugungen empfing, so wie er keinerlei Ansinnen solcher Art jemals stellte. Er lebte einfach, fast beschränkt, und starb so arm, dass er, was gewiss der tiefste Schmerz seiner letzten Lebenstage war, seiner zweiten Frau so gut wie nichts hinterlassen konnte. Auch sein Eigenthumsantheil an der Lambacher Glashütte ging durch widrige Verhältnisse verloren. Selbst in eine Lebensversicherungsanstalt seine Frau einzukaufen, überstieg seine Kräfte, da die zu diesem Zwecke erforderlichen Mittel bei seinem vorgerückten Alter von ihm nicht aufgebracht werden konnten. Es ist wohl anzunehmen, dass er von Russland bis zuletzt eine Vergütung für das früher ihm Entzogene erwartete, aber es ist Verleumdung, wenn man ihm schuld geben will, deshalb seine Ueberzeugung verleugnet und seine Aeusserungen danach bemessen zu haben.

Mitten in seinen Untersuchungen und Entwürfen über die Kirchenverfassungsfrage fand Baader noch Zeit zu einer concentrirten Polemik gegen die Hegel'sche Lehre und Schule. Wie es scheint, gab ihm ein Artikel M. Carriere's in der A. allg. Ztg.: Hegel und Leo (26. u. 27. Febr. 1839), Anlass zu der Schrift: Revision der Philosopheme der Hegel'schen Schule bezüglich auf das Christenthum. Nebst zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie. (Stuttgart, Liesching, 1839), indess offenbar nur zu der ersten geringern Hälfte der Schrift, die sich mit Hegel und Hegelianern beschäftigt. Die grössere Hälfte derselben ist der Darlegung der zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie gewidmet und enthält, unter Beziehung auf St. Martin, in nuce die Baader'sche Philosophie der Geschichte. Moriz Carriere liess dagegen erscheinen: Vom Geist. Schwert- und Handschlag für Franz Baader. Zur Erwiderung seiner Revision etc. Weilburg, Lanz, 1841. Dass Baader diese Schrift noch gelesen, geht aus seinen Studienbüchern hervor, worin sich eine Reihe von Erörterungen in Bezug auf die Behauptungen der Carriere'schen Schrift vorfinden. Die letzte Schrift unseres Philosophen war: Ueber die Nothwendigkeit einer Revision der Wissenschaft natürlicher, menschlicher und göttlicher Dinge, in Bezug auf die in ihr sich noch mehr oder minder geltend machenden Cartesischen und Spinozistischen Philosopheme (Erlangen, Palm und Enke, 1841). Der äussere Anlass zu dieser Schrift, die wenige Monate vor seinem Tode begonnen und wenige Wochen vor demselben vollendet wurde, war die kurz vorher erschienene Dogmatik von Dr. D. Fr. Strauss, über welche Schubert Baader's Ansichten dem wissenschaftlichen Publicum eröffnet gewünscht hatte.

Unser Philosoph hatte sich bis zum Sommer des Jahres 1840, also bis in das 76. Lebensjahr, der trefflichsten Gesundheit erfreut. Noch im Frühjahr 1840 befand er sich überaus wohl, legte aber vermuthlich durch allzu grosse geistige Anstrengung den Grund zu dem bald hervortretenden ernsten Uebel. Er setzte zu jener Zeit seine Umgebung durch seine rastlose Thätigkeit in Erstaunen. Den ganzen Tag über arbeitete er. Abends um 8 Uhr legte er sich nieder und schlief bis 11 Uhr. Dann stund er auf und arbeitete bis gegen Morgen um drei bis vier Uhr, schlief dann noch eine Stunde, frühstückte schon um 5 bis 5 $\frac{1}{2}$ Uhr und

ging wieder an seine Arbeit. Die Abenddämmerungszeit war seine Erholungsstunde, wo er mit seiner Frau im Zimmer auf und ab wandelnd sich mit ihr auf das freundlichste und liebeichste unterhielt. Er fühlte sich sehr glücklich in ihrem Umgange und durch ihre Nähe und äusserte gegen sie und Andere, kein König besitze solches Glück wie er, seine Frau habe ihm den Segen in das Haus gebracht. Zu Anfang des Sommers stellten sich Symptome einer aus Hypertrophie des Herzens hervorgegangenen Brustwassersucht ein. Dr. Trettenbacher, der die ungewöhnlich kräftige geistige und physische Lebenskraft Baader's kannte, war nicht ohne Hoffnung, sein kostbares Leben der Welt noch länger zu erhalten. Um sich, da die heftigsten Athmungsbeschwerden eintraten, Erleichterung zu verschaffen, verordnete sich Baader, dem entschiedenen Rathe des Dr. Trettenbacher entgegen, eine Aderlass, worauf wohl eine augenblickliche Erleichterung sich zeigte, aber nicht ohne dass am dritten Tage die schlimmsten Folgen hervortraten. Die Athmungsbeschwerden wurden sehr heftig, die Füsse schwellen an und nach einigen Tagen stieg die Anschwellung schon bis zum Leibe hinauf. Da sein Zustand am Tage noch ziemlich erträglich war, so arbeitete er auch da noch sehr viel. Gegen Abend indessen wurde er unruhiger und diese Unruhe steigerte sich in qualvollen Zuständen bis 11 und 12 Uhr, oft bis gegen Morgen, auf das höchste. In jeder dieser peinvollen Nächte verlangte er von seiner Frau, dass sie mit ihm bete. Nach dem Gebete sagte er: jetzt bin ich wieder wie neu gestärkt und ruhig. Alle Ungeduld war aus seinem Wesen gewichen und kein Wort der Klage ging über seine Lippen. Eines Morgens, als eine weniger schmerzenvolle Nacht vorübergegangen war, äusserte er: wie sehr habe ich Ursache, Gott zu danken für diese Nacht; die verging mir ja schmerzlos, während tausend andere Kranke die qualvollsten Schmerzen litten. In dieser traurigen Lage vergingen einige Wochen, ohne dass sich eine Besserung einstellen wollte. Auf den Wunsch des Dr. Trettenbacher, dass noch ein Arzt beigezogen werde, wollte Baader anfangs nicht eingehen. Nach einigen Tagen wurde indess doch der k. Leibarzt Dr. Gietl gerufen. Da Dr. Gietl den Kranken nach einigen Tagen besser fand, gab er seine Zustimmung zu einer von Baader gewünschten Reise nach Tölz. Dr. Trettenbacher sah die Reise weniger gern, indem er hauptsächlich besorgte, Baader werde das Fahren nicht

gut vertragen können. Indessen entschloss er sich doch auf die freundliche Bitte Baader's, ihn nach Tölz zu begleiten. Die Reise (am 28. August) ging gut von statten, und Baader befand sich auch die zwei ersten Tage zu Tölz ziemlich gut. Zu Anfang September wurde aber die Luft schon ziemlich rauh. Ein scharfer Luftzug im Garten des Gasthauses wirkte sehr schädlich auf Baader. Die Athmungsbeschwerde und das Anschwellen der Füße trat wieder ein und sein Zustand wurde schlimmer als je. Am 8. Tage seines Aufenthaltes zu Tölz, wohin auch Freiherr von Stransky gekommen war, bat Baader brieflich den H. Dr. Trettenbacher, ihn von Tölz abzuholen, der denn auch sogleich kam und den hochverehrten Lehrer und Freund nebst seiner Frau nach München zurückgeleitete. Das Fahren wurde ihm diessmal sehr beschwerlich, doch kam er, gegen die Erwartung seines Freundes v. Stransky, glücklich in München an. Dr. Trettenbacher's fortgesetzte Behandlung beseitigte allmählig das Anschwellen der Füße und des Leibes und nicht weniger die Athmungsbeschwerden. Es ging langsam mit jedem Tage besser. Im Spätherbst fand sich Baader in einem sehr erträglichen Zustande. Da ihm der Arzt das Ausgehen bei der rauhen und stürmischen Witterung streng untersagte, welchem Verbot er sich nach schwerem Kampfe unterwarf, so gab er sich nun um so eifriger seinen Studien und Entwürfen hin. Hie und da gelang es seiner Frau, deren Liebe und Verehrung für ihn gränzenlos war, seinen Arbeitseifer ein wenig zu mässigen. Der Winter, der strenge war, ging ziemlich gut vorüber. Das von Baader lebhaft ersehnte Frühjahr trat früh ein. Schon im Monat März machte Baader bedeutende Spaziergänge. Seine Frau fand ihn indess oft in tiefen Ernst versunken. In solcher Stimmung traf sie ihn einst, indem er das bekannte Lied Schiller's, Thekla, eine Geisterstimme, feierlich vor sich hin sang. Im Monat April und Anfang Mai ging er Vormittags in einen Garten nächst seiner Wohnung, da ihn ein zweimaliger Spaziergang des Tages zu sehr ermüdet haben würde. Am 16. Mai besuchte ihn der Grieche Kontzias, der um jene Zeit wie Magg täglich zu ihm kam, Vormittags in dem Garten und fand ihn in tiefen Gedanken versunken. Ich bin heute sehr traurig, äusserte Baader, ich sehe wie in mein Grab hinein. Er sprach an diesem Morgen wenig. Als er vom Garten nach Hause zu Tische kam, fand ihn seine Frau ungewöhnlich ernst, ja traurig gestimmt, doch zeigte er sich

nachher den Tag über heiter. Am folgenden Tage, den 17., konnte er dem Drange nicht widerstehen, einen grösseren Spaziergang zu machen. Schon um 2 Uhr Nachmittags sah man ihn nach dem Hirschgarten bei Nymphenburg bei stark wehendem kalten Winde und zwar grösstentheils raschen Schrittes dahingehen. Es war 5 Uhr vorüber, als er ziemlich erschöpft nach Hause zurückkam. Er entschuldigte sich seiner besorgten Frau gegenüber, die ihn gebeten hatte, ja nicht zu lange auszubleiben, mit der freundlichen Erklärung, er sei vom Hirschgarten aus der Eisenbahn zu gegangen und da in Erinnerung an seinen Bruder Joseph in so tiefes Nachdenken versunken, dass er den Umfluss der Zeit nicht bemerkt habe. Er wollte seiner Frau noch etwas aus den Monatrosen vorlesen; sie gab es aber aus Besorgniss, dass es ihm nachtheilig sein möchte, nicht zu. Als er am andern Morgen etwas später als gewöhnlich aufgestanden war, sagte er zu seiner Frau, er habe eine schlechte Nacht gehabt, das gestrige lange Ausbleiben sei seiner Gesundheit nachtheilig gewesen, er werde in Zukunft vorsichtiger sein. Doch befand er sich leidlich, bis gegen Mittag sich ein ziemlich starkes gastrisch-nervöses Fieber einstellte. Auf Zureden seiner Frau legte er sich zu Bette, wollte aber nichts geniessen, sondern verlangte einige Bücher und Bleistift, um ein wenig zu arbeiten. Unterdessen war Doctor Trettenbacher gerufen worden, der den Zustand des Kranken ziemlich hoffnungslos fand. Er lag da fast pulslos, kalt und wie sterbend. Wenn noch Rettung möglich war, so schien sie dem Doctor Trettenbacher nur von einer milden Belebung ohne Ueberreizung erhofft werden zu können. Zu diesem Zwecke schien ihm im gegebenen Falle bei der ihm bekannten Natur Baader's für den ersten Augenblick kein Mittel passender als der animalische Magnetismus. Die Anwendung des Magnetismus hatte zunächst den besten Erfolg. Baader fühlte sich unmittelbar darauf wie neubelebt. Während des Streichens sagte er zu Dr. Trettenbacher: das thut wohl, ich fühle Ihre aura vitalis, und nach Beendigung desselben äusserte er: nun ist mir als ob ich Champagner getrunken hätte. Nachdem so wieder einigermaßen Boden für ein medicamentöses Einschreiten gewonnen war, drang Trettenbacher bei der schweren Bedenklichkeit des Falles auf Berufung eines zweiten Arztes. Es wurde nun der seit Jahrzehnten Baader nahbefreundete Geheime Rath von Ringseis beigezogen. Die Krankheit schritt indess rasch und unaufhaltsam

von Tag zu Tage voran. Immer kürzer wurden die lucida intervalla, in denen er seines Geistes vollkommen mächtig war.

Die Nacht vom 18. auf den 19. war ziemlich ruhig vorübergegangen. Am 19. durfte ihn seine Frau keine Minute verlassen. Als sie einmal aus dem Nebenzimmer etwas holen wollte, rief er gleich: O, bleibe bei mir; wie unglücklich wäre ich, hätte ich dich nicht. Kann ich dir es nicht vergelten, was du an mir thust, so wird es Gott thun. In der Nacht forderte er sie auf, mit ihm zu beten, wie er es in seiner ersten Krankheit zu thun pflegte. Nach vollendetem Gebete sagte er: mein Gebet dringt nicht mehr durch, es ist, als ob ich zu harten Felsen betete; es hat die höchste Stufe mit mir erreicht. Und Thränen rollten über seine Wangen. Als er aber seine Frau weinen sah, richtete er sich auf und sprach die Worte: Vertrau' auf Gott! Am 20. (Christi Himmelfahrtsfest) war er sehr heiter und munter, so dass er sogar den Gesang eines seiner Lieblingslieder anstimmte. Er äusserte: es gehe ihm gut und er sei vergnügt. Nachmittags schlummerte er öfter ein und wenn er erwachte, lächelte er sehr freundlich und sagte einmal: ich habe jetzt einen schönen Traum gehabt und bin gewandelt unter Lilien und Rosen. Ein zweitesmal erwachend äusserte er: O, ich war jetzt in einer herrlichen Gegend, da war es schön! Als am 21. Mai Nachmittags mit Trettenbacher von Ringseis eintrat, grüsste ihn Baader zuerst und erkundigte sich vor Allem nach dessen eigenem Befinden, da Ringseis kurz vorher etwas unwohl gewesen war, und sagte ihm, in Kurzem werde er ihm eine Schrift (seine letzte — gegen Strauss) zuschicken können, die seinem Geist und Gemüth entsprechen werde. Ringseis sprach ihm zu, jetzt seinen Geist ruhen zu lassen, bis er wieder gesund sein werde. Während Baader aber sich nicht abhalten liess, ihm philosophische Gedanken vorzutragen, beobachtete ihn Ringseis, und da er sich überzeugte, dass Rettung nicht zu erwarten sei, sprach er den Wunsch aus, dass Baader versehen werde. Als man ihm den Wunsch äusserte, er möge beichten, lehnte er es zunächst ab. Nachdem die Aerzte sich entfernt hatten, sagte er: ich begreife diese Menschen nicht. Ringseis gebietet mir Ruhe, aber mein Geist lässt sich nicht gebieten. Ruhen werde ich, wenn ich gestorben sein werde. Aber so lange ich lebe, kann ich nicht ruhen. In der Nacht vom 21. auf den 22. war er sehr aufgereggt, sprach im Schläfe von der

creatürlichen und nichtcreatürlichen Persönlichkeit des Bösen, und, erwacht, fort und fort von seinen Arbeiten und wollte durchaus aufstehen und arbeiten. Als seine Frau um 4 Uhr früh, um ihn nicht aufzuregen, Anstalten machte, ihn anzukleiden, fand sie seine Füße schon kalt und steif. Sie half ihm im Bette auf, er sank aber in ihre Arme zurück und erkannte nun selbst seine grosse Schwäche. Baader lag dann ganz still und mit geschlossenen Augen da. Um 6 Uhr kamen Kontzias und Magg, die er wie seine Frau noch erkannte. Er hatte sich indessen bereit erklärt, den Geistlichen zu empfangen. Heftige Schmerzen am linken Arme, auf welchen er gefallen war, leidend, sprach er von dem siderischen und dem elementaren Leibe, welches darauf zu deuten schien, dass er des Vorgangs seiner Auflösung sich bewusst war. Um 7 Uhr beichtete er dann, und empfing gegen 11 Uhr das heil. Abendmal und die letzte Oelung. Als der Geistliche mit der Hostie ihm nahte, versuchte er mit zitternder Hand das Kreuzzeichen zu machen, konnte aber den Arm nicht mehr hinaufbringen. Nach Verrichtung der geistlichen Handlungen schloss der Schwerkranke die Augen. Um 2 Uhr Nachmittags wollte er seiner Frau noch etwas sagen, konnte aber nicht mehr sprechen. Wenn er jedoch ihre Stimme hörte, öffnete er seine Augen und sah sie recht wehmüthig an. Von da an wurde das Röcheln immer schwerer und die Umstehenden glaubten, dass in der Nacht die Auflösung erfolgen werde. Abends um 8 Uhr legte seine Frau ihn mit Hilfe Trettenbacher's, Kontzias' und Magg's in ein anderes Bett. Diess war der letzte Liebesdienst, den sie ihm erweisen durfte. Die Freunde entfernten sie vom Lager des Sterbenden, um zu verhüten, dass ihr Klagen und Weinen, wenn er es hören sollte, die letzten Augenblicke des edlen Sterbenden nicht noch schmerzlicher mache, und um ihr das Aeusserste des erschütternden Augenblicks zu ersparen. Dennoch als Trettenbacher, Magg und Kontzias ihn in der Nacht um 2 Uhr verliessen, war der Puls und die Circulation des Blutes so bedeutend, dass es schien, er könne noch länger leben. Am Sonntag den 23. Mai Vormittags um 8 Uhr trafen ihn Magg und Kontzias in ziemlich unverändertem Zustande. Hie und da ein sprechender Blick zeugte vom noch vorhandenen Bewusstsein. Als Magg um 12³/₄ Uhr wieder kam, schien er noch in demselben Zustande zu sein. Bald darauf aber bemerkte er um 1¹/₄ Uhr, dass der Kopf des Sterbenden etwas weniger roth sei und das

Röcheln in sanftes Athmen überzugehen scheine. Er stund auf, liess die Lichter anzünden, nahm den Sterbenden in die Arme, der etwas wenig die Augen öffnete, und bis das zweite Licht angezündet worden, war das grosse Licht ausgelöscht. Magg wartete nun ab, bis der Verstorbene ganz kalt geworden war, und betete inbrünstig bei dem theuren Todten. Nie war nach seiner heiligsten Versicherung ein Gebet in seinem Leben so ernst und feierlich gewesen. Unvergesslich ist ihm der Augenblick, als er dem grossen Manne die Augen zudrückte.

Magg besorgte hierauf sogleich den Modeleur. Nachmittags wurde die Maske vom ganzen Kopfe genommen und gelang vollkommen. Alle mussten die herrlichen Linien in diesem Kopfe bewundern. Jeder war erbaut von dieser erhabenen Todtenphysiognomie. Der rührendste Moment aber war, als die Freunde ihn in den Sarg legten und Niemand als einige Freunde und einige Gassenkinder umherstanden. An demselben Abend wurde er noch beigesetzt. Die Oeffnung hatte Baader untersagt. Wissen sie zuvor nichts, so sollen sie auch nachher nichts wissen, hatte er geäussert. Der tiefere Grund gegen die Oeffnung war aber seine Ansicht, dass der Process der Verwesung nicht weniger bedeutsam sei, als die Erzeugung und Geburt des Leibes. Am folgenden Tage, Montag den 24. Mai, besuchten Magg und Kontzias die Leiche Baader's auf dem Friedhof. Sie war noch ganz unentstellt und gewährte denselben wahrhaft erhebenden Anblick, indem die höchste Ruhe und geprüfte geläuterte Weisheit aus diesen edlen Zügen zu sprechen schienen. Magg heftete ihm den Civilverdienstorden an. Am 25. Mai Nachmittags 4 Uhr fand das Begräbniss statt. Es war so einfach und verlassen wie sein Tod. Ausser den drei Klägern, Lehrer Stubenrauch als Verwandter, Professor Hamberger (dann Professor Haneberg, welcher durch Namensverwechslung mit Hamberger eingeladen worden und erschienen war), Melchior Boisserée, Sugéy-Avisard, Friedrich Beck und Magg waren nur noch die Prof. Görres und Vogel anwesend nebst zwei bis drei Ministerialbeamten. Die Anwesenheit von Görres war für ihn selbst so ehrend als für Baader. Durch das auffallend kräftige senkrechte Einstecken der Grabschaufel schien er seine Versöhnung mit dem grossen Dahingeschiedenen ausdrücken zu wollen. Der Trauergottesdienst für ihn war ebenfalls sehr einfach. Auch da waren von der Universität und der Akademie nur Wenige anwesend.

Ueber das Nähere der letzten Beichte Baader's erhielt der Verfasser dieser Lebensskizze erst im Herbst 1856 genauere Kunde. Sein Freund Dr. Trettenbacher hatte ihm nicht lange vorher eine Andeutung über die sogleich zu berichtende Erklärung Baader's in dieser Beichte gegeben. Da er über diesen Vorgang authentischen Bericht wünschte, so wandte sich Dr. Trettenbacher an den damaligen Beichtiger Baader's und dieser erstattete nun Bericht in einem Schreiben an den hochwürdigen Herrn geistlichen Rath und Professor Dr. Stadlbaur. Wir theilen dieses Schreiben seinem ganzen Inhalte nach hier mit:

Hochwürdiger, Hochwohlgeborner Herr geistlicher Rath!

Hochverehrter Freund!

Wellheim bei Eichstätt den 28. März 1856.

Schon vor mehreren Jahren haben Sie, hochverehrter Freund! mich aufgefordert, dasjenige, was mir über die letzten Lebensstunden des im Jahre 1841 verstorbenen vormaligen Professors an der Universität und Akademikers Franz v. Baader bekannt sei, aufzuzeichnen.

Sie mögen ungehalten gewesen sein, dass ich Ihrem freundlichen Ansinnen damals nicht entsprach. — Erlauben Sie jedoch, dass ich die Gründe darlege, aus welchen ich Ihrer Aufforderung nicht entsprechen zu können glaubte.

Nach Ueberlegung der Sache gab ich mich der Ansicht hin, eine derlei Aufzeichnung sei überflüssig, da dieselbe doch wohl zunächst nur zu Ihrer Notiz gedient hätte, Sie aber von mir im Jahre 1841 schon mündlich und umständlich über den ganzen Vorgang unterrichtet waren, überflüssig, weil ich glaubte, die Wiederversöhnung H. v. Baader's mit der Kirche sei eine sowohl an der Universität als beim Ordinariate München allbekannte und meines Wissens auch noch nicht bestrittene Thatsache; überflüssig ferner, weil auch die gelehrte Welt angesichts der Ihrer Recension über die letzten Geistesproducte des genannten Philosophen im Archiv für theol. Literatur, Jahrg. 1842. Heft 3, beigefügten Schlussbemerkung eine Unbekanntschaft mit diesem Factum nicht vorzuschützen vermochte. Oder hätte man mit einer öffentlichen Erklärung, H. v. Baader habe, was er gegen die kathol. Kirche

gesprochen und geschrieben, vor seinem Lebensende widerrufen etc. hervortreten sollen? War hiezu gegründete Veranlassung gegeben? und wenn, würde nicht eine allenfalls nothwendig gewordene Reprobation gegnerischer Behauptungen von den Freunden und Schülern des Seligen, die in höchsten Würden und Aemtern stehen, mit viel grösserem Nachdruck und Erfolg ausgeführt worden sein, als diess durch eine etwa von mir ausgehende Erklärung hätte geschehen können, welche weitere Glaubwürdigkeit kaum anzusprechen gehabt hätte, als überhaupt die Aussage eines achtbaren Mannes verdient. In neuester Zeit erhalte ich nun durch Dr. Holland und H. Dr. Trettenbacher in München Aufforderung, Aufschlüsse in fraglicher Angelegenheit zu ertheilen. „Es sei von höchster Wichtigkeit, dass diess und zwar baldigst geschehe“, — sagen sie. — Ich beehre mich, den Brief des letzteren cum voto remissionis ergebenst mitzutheilen.

Ich antworte heute den genannten Herren, dass ich in der Sache nichts thun könne, ehe ich nicht Entschliessung von Ihnen erhalten haben werde.

Was die Darstellung der letzten Lebensstunden des Philosophen Franz v. Baader betrifft, so will mir scheinen, als sei überhaupt der Gegenstand, nemlich die Vorbereitung auf den Hingang in's ewige Leben, eine so zarte und dem innersten Heiligthume des Menschen angehörende Sache, dass sie sich zu einer etwaigen Veröffentlichung nicht eignet, sowie auch das von dem beistehenden Priester beobachtete Verfahren der Gefahr unschonender Kritik nicht blossgestellt werden dürfe.

Die Bezeichnung des Verhältnisses v. Baader's zur kath. Kirche, wie Sie solches in der allegirten Recension Seite 209 gegeben, ist so richtig und treffend, dass ich derselben nichts beizufügen wüsste. Das Nachstehende dürfte nur als Beleg und Bestätigung für die Richtigkeit der hierin ausgesprochenen Ansicht gelten.

Es war im Mai 1841 — wenn ich nicht irre, am 15. dieses Monates — als mich (der ich damals als Krankencurat an der Frauenkirche angestellt war) der damalige Domstadtpfarrer Bader, Nachmittags $\frac{1}{2}$ 2 Uhr rufen liess und mir sagte:

»Der Universitätsprofessor, Herr v. Baader, der in früheren Jahren und auch im Vorjahre 1840 ihm (Stadtpfarrer) seine Osterbeicht abgelegt, sei heuer durch Krankheit verhindert worden, diess zu thun, ich hätte daher in seine Wohnung zu gehen und seine Beicht aufzunehmen, — ihn seiner (des Pfarrers) aufrichtigen Theilnahme an seinem Unwohlsein zu versichern, und ihm sein Bedauern auszudrücken, dass er (Pfarrer) ihn nicht persönlich besuchen könne, da er selbst seit vielen Wochen leidend sei und das Zimmer nicht verlassen könne.«

Nachdem der Stadtpfarrer mir diess eröffnet hatte, stellte ich an ihn die Bitte, für diessmal einen andern, etwa älteren Geistlichen abzuordnen, mir scheine der Fall sehr schwierig, ich hätte Ursache zu glauben, H. v. Baader habe mit der kath. Kirche gebrochen, habe sich von ihrer Gemeinschaft getrennt und gehe diess nicht undeutlich aus seiner Schrift: „Ueber die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation von der röm. Dictatur in Bezug auf Religionswissenschaft“ hervor, bei seiner Stellung als öffentlicher Lehrer und seinem wichtigen Einfluss, den er namentlich auch auf die jüngeren Theologen geübt, werde das Ansinnen an denselben zum öffentlichen Widerruf seiner Irrthümer kaum umgangen werden können, — ich hielte mich nicht für befähigt, mit dem Philosophen „par excellence“ mich etwa in eine gelehrte Discussion einzulassen etc.

Dompfarrer Bader bestand jedoch auf Folgeleistung, bemerkend:

„Sie haben es nicht mit dem Philosophen, sondern mit dem Pönitenten Baader zu thun, — gehen Sie mit Gott!“ —

Meiner jugendlichen Unerfahrenheit mir wohl bewusst und derselben misstrauend, beschloss ich nach kurzer Ueberlegung, mich an den damaligen Generalvicar, Domprobst Dr. v. Deutinger, zu wenden. Ich traf ihn Nachmittags 2 Uhr schon auf der Ordinariatskanzlei, bat ihn um Rath, Belehrung und namentlich um Verhaltensmassregeln, ob und eventuell in welcher Weise der „Widerruf“ dem Prof. v. Baader angesonnen werden solle. v. Deutinger hörte mich ruhig an, bemerkte jedoch, officiell sei dem Ordinariate über das Verhältniss v. Baader's zur kath. Kirche nichts bekannt, die Beordnung des Weitern müsse mir als Confessarius anheimgestellt werden. Auf Forderung eines Widerrufs oder das Formale

desselben liess sich H. v. Deutinger nicht ein. Unbekannt mit dem Ansichhalten, welches der Charakter eines Vorstandes der geistl. Oberbehörde mit sich bringt, erklärte ich freimüthig, wie ich in Anbetracht des Sachverhältnisses dem mehrgenannten H. Professor die hl. Sacramente zu reichen mich nicht getraue, falls er nicht ehevor die profess. fidei abgelegt haben würde, worauf mir H. Generalvicar eine auf einem Separatblatte gedruckte Formel des trident. Glaubensbekenntnisses einhändigte, die ich entgegennahm und sofort den Weg in die Strasse, wo damals H. v. Baader wohnte, antrat.

Es war gegen 3 Uhr Nachmittags, als ich in die Wohnung des letzteren eintrat. Seine Frau empfing mich mit kummervoller Freundlichkeit und sagte: „Mein Mann ist bedenklich krank und will seine Osterbeicht machen.“

In das Krankenzimmer eingetreten, entledigte ich mich vorerst des Auftrags meines Pfarrers. Ich traf H. v. Baader im Bette liegend bei vollstem Bewusstsein — sein Gesicht war stark erhitzt und geröthet, er klagte jedoch nicht über Schmerzen, sondern bewegte sich frei im Bette. Eine Gefahr für sein Leben schien mir nicht vorhanden und hielt ich die kurz zuvor von seiner Frau geäusserten Besorgnisse für übertrieben.

Mit aller Freundlichkeit hiess mich H. v. Baader neben sein Bett sitzen und sagte:

„Ich verehere Ihren Pfarrer — er ist ein liebenswürdiger Mann, drücken Sie ihm mein Bedauern über sein Unwohlsein aus — er ist ein Namensvetter zu mir, — wir theilen gleiches Schicksal. — Ostern ist bereits vorüber — ich konnte heuer nicht zur Kirche gehen, glaubte jedoch, wenigstens hinfahren zu können, um meine Osterpflicht zu erfüllen — allein es kann nicht geschehen, ich werde zu Hause die hl. Sacramente empfangen müssen.“

Nun erging sich H. v. Baader in philosophischen Excursionen über die Sünde — wie es eigentlich nur eine Sünde gebe, wie diese die Strafe in sich selbst trage, wie es eine Verzeihung nur für eine Sünde nicht gebe (womit er wohl die Sünde gegen den hl. Geist bezeichnen wollte) und Mehreres, was ich (nach Umfluss von fast 15 Jahren) mit seinen eigenen Worten nicht mehr wiedergeben kann. Alles diess sprach er mit Ruhe, Klar-

heit, ohne sichtliche Anstrengung in einem ernsten Tone. Seine Rede unterbrach die Ungeduld der Frau, sei es, dass sie eine zu heftige Aufregung seines Geistes fürchtete, oder dass sie den eigentlichen Zweck meiner Berufung zu lange hinausgeschoben glaubte.

„Ja! — lieber Franz! — du musst jetzt beichten! Das will ich ja“ — erwiderte v. Baader. —

Nein! heute noch, Franz! musst du beichten!“ „Ei!“ erwiderte der Kranke mit Freundlichkeit — „du meinst, man kann das über's Knie abbrechen — dazu gehört Zeit, Vorbereitung.“

Zu mir gewendet, fuhr er fort:

„Hochwürden! wenn es Ihnen beliebt, morgen um 8 Uhr zu kommen, so werde ich meine Beicht ablegen.“

Mein Kommen zusichernd, fragte ich ihn, ob er vielleicht einem Geistlichen sein besonderes Vertrauen zuwende — ich sei auf seinen Wunsch bereit, solchen zu rufen.

„Nein! sagte er — ich erwarte Sie morgen um 8 Uhr!“

Des andern Tages vor 8 Uhr früh war ich schon in der Wohnung Franz v. Baader's, vernahm dort von der Frau, dass die Krankheit des Patienten in der Nacht sich sehr verschlimmert habe, wie sie froh sei, dass ich gekommen.

Ich bemerkte, dass das Sprechen dem Kranken etwas schwer fiel, leitete sodann, ehe ich zur Aufnahme der Beicht schritt, in schonender Weise ein, wie seine letzt edirten Schriften die nicht ungegründete Vermuthung erregten, er habe sich von der Einheit und Autorität der kath. Kirche getrennt — stellte sofort die Frage an ihn, ob er als treuer Sohn der Kirche und in der Gemeinschaft mit derselben leben und sterben wolle, was v. Baader laut und vernehmlich bejahte. Ich betete ihm nun die profess. fidei vor, fragte ihn, ob er alle Glaubenssätze anerkenne etc., wobei ich besonders jene über die kath. Kirche betonte, ferner schliesslich, ob ich im Hinblick auf seine letzten Schriften die öffentliche Erklärung abgeben dürfe, dass er alle hierin enthaltenen Irrthümer und akatholischen Lehren und Grundsätze zurücknehme und verwerfe, worauf Prof. Franz v. Baader erwiderte:

„Ich gebe Ihnen Vollmacht, diess öffentlich, — schriftlich und mündlich zu thun.“

Hierauf zur Beicht schreitend, und ihm solche durch Fragen zu erleichtern suchend, ertheilte ich ihm im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und die Verdienste Christi die Absolution.

Seine Frau weinte Thränen der Freude, als ich ihr sagte, er habe gebeichtet — ich sei im Begriff, in die Pfarrkirche zu gehen, um ihm die hl. Communion zu holen.

Eine grössere Verschlimmerung seines Zustandes befürchtend nahm ich den ersten Fiaker, den ich antraf, um in die Stadt zu fahren. — Nach einer Viertelstunde war ich zurück, ertheilte dem Kranken die hl. Communion und die hl. Oelung, dann General-Absolution. Seine Körper- und Geisteskraft waren sichtlich im Hinschwinden begriffen, sein Bewusstsein etwas getrübt — doch empfing er beide hl. Sacramente mit Andacht und gefalteten Händen.

Es ist mir nicht mehr genau rememberlich, ob Hr. Dr. Trettenbacher, der behandelnde Arzt Franz v. Baader's, bei Spendung des Viaticums und der hl. Oelung zugegen war oder nicht — jedenfalls trat er gleich darnach in's Krankenzimmer. Wenn ich nicht irre, so setzte ich ihn in Kenntniss, dass v. Baader mich bevollmächtigt habe, öffentlich Widerruf alles dessen zu leisten, was er gegen die katholische Kirche Irrthümliches geschrieben habe.

Ich habe während meiner Seelsorgezeit Menschen, die ihre Bekehrung bis an's Lebensende aufschoben, bei Annäherung des Todes in gänzliche Verwirrung kommen sehen, wahrgenommen, wie sie vor dem Sanctissimum sich entsetzten, — Menschen, denen das Kreuz Christi statt Vertrauen zu erwecken, fast wie zum Aergerniss gereichte, kurz, deren ganze Vorbereitung auf den Tod „in der Besorgniss zu sterben“ bestand. Nichts von allem dem sah ich am Sterbebette Hrn. v. Baader's.

Man könnte einwenden, der nahende Tod, die Todesnoth, welche häufig die Trugschlüsse ungläubiger Philosophen vernichtet, die Fiebergluth, der gewaltsame Andrang der Umstände habe fraglichen Widerruf abgenöthigt! — Allein nichts von all dem. Als ich Hrn. v. Baader des Tages vor seinem Tode besuchte, war er bei vollstem, klarsten Bewusstsein — ich berufe mich zur Bestätigung dessen auf das Zeugniss des Hrn. Dr. Trettenbacher — der Entschluss, mit Gott durch die hl. Sacramente sich zu

versöhnen, war aus eigener freier Wahl v. Baader's hervorgegangen; von einem Manne, der sich wegen durch Krankheit verspäteter Erfüllung seiner Osterpflicht entschuldigt, kann doch wohl nicht gesagt werden, »sein Herz habe in das Schisma eingestimmt, welches sein zeitlich verwirrter Verstand ihm dictirte«.

»Wenn aber H. v. Baader den Widerruf wegen Schwäche nicht selbst abfassen konnte, warum ich nicht Zeugen beirief, als er mich bevollmächtigte, diesen in seinem Namen zu leisten?« Hierauf erwidere ich: Bei der stündlich zunehmenden Verschlimmerung seines Krankheitszustandes war mehr darauf Bedacht zu nehmen, dass H. v. Baader vor dem Gericht Gottes als vor dem Urtheil der Welt bestehe.

Als ich desselben Nachmittags um 3 Uhr wieder kam, um den Kranken zu besuchen, war er bereits eine Leiche. Er war gegen 12 Uhr in einen schweren Schlaf versunken, um von demselben nicht mehr zu erwachen. Die Gesichtszüge des Verstorbenen waren durchaus nicht entstellt — der Greis schien fast nicht aus Nothwendigkeit gestorben, sondern es schien als wäre er aus Müdigkeit zur Ruhe gegangen.

Den Todestag v. Baader's kann ich nicht mehr genau angeben, er wird aus dem Sterberegister der Stadtpfarrei zu U. L. Frau in München zu entnehmen sein. — Die Wittwe des Verstorbenen habe ich seit jener Zeit nicht wieder gesehen.

Wie nun »die Protestanten die Hände nach diesem grossen Manne ausstrecken und sich seiner bemächtigen können wie eines der Ihrigen« ist mir nicht begreiflich. Welcherlei Art das Vorbringen der Protestanten und womit solches motivirt werden will, als zähle H. v. Baader zu den Ihrigen, ist mir gleichfalls unbekannt, da ich ausser der Hurter'schen Literaturzeitung, der Sion und den historisch-politischen Blättern gelehrte Zeitschriften nicht lese; ich vermöchte daher auch eine »Gegenerklärung«, wie sie etwa desiderirt wird, nicht abzugeben.

Sollten Sie nun, hochverehrtester Freund! für nothwendig erachten, dass zur Ehrenrettung des sel. H. Franz v. Baader etwas geschehe, so bitte ich ergebenst, mir Mittheilung hierüber zu machen oder, da Sie denn doch Veranlassung und Form einer etwa nothwendigen »öffentlichen Erklärung« am besten bestimmen

können, mir Concept einer solchen zur Unterschrift gütigst mitzutheilen.

Ich bitte, mich dem Hrn. Stiftspropst Dr. Döllinger und Herrn Oberkirchenrath Wifling gehorsamst zu empfehlen und geharre mit der Versicherung ausgezeichnete Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren und Hochwürden
ganz ergebenster Diener und Freund
Riegg, Pfr.

Allerdings war mir im Jahre 1842 der Artikel in dem Archiv für theol. Lit. (3. Heft) zu Gesicht gekommen und darin die Nachricht, Baader habe sich auf dem Todesbette mit der Kirche versöhnt. Da ich diese Zeitschrift nicht bei der Hand habe, so weiss ich nicht gewiss, ob darin auch von einem Widerruf ausdrücklich die Rede ist. Ich legte damals auf diesen Artikel nicht viel Gewicht, weil Niemand als Bürge für die Behauptung des Widerrufs auftrat und weil meine Erkundigungen darüber bei der Wittwe und bei mehreren Freunden in München zu keinem Aufschluss über jenen Vorgang führten. Die Wittwe wusste nichts von einem stattgehabten Widerruf, mein Freund Dr. Trettenbacher meldete mir nichts davon, Prof. Hamberger wusste nur von einer ertheilten Generalabsolution, da der Kranke eine Specialbeichte nicht mehr habe ablegen können. Ich konnte nicht anders schliessen, als dass, wenn Baader einen Auftrag ertheilt habe, einen Widerruf der Welt bekannt zu machen, dieser Auftrag auch in bester Form habe vollzogen werden müssen, und dass, wenn dies nicht geschah, auch ein Widerruf schwerlich anzunehmen war. Dass ich eine Gesamtausgabe der Werke Baader's beabsichtige, war in München schon im Jahre 1842 bekannt. Im Jahre 1847 kündigte ich die Gesamtausgabe in der Vorrede zu den Kleinen Schriften Baader's an, im Jahre 1850 wurde eine eigene Ankündigung (ein Prospectus) in mehreren tausend Exemplaren verbreitet, in welcher die beanstandeten Schriften aufgeführt worden waren. Erst nachdem im J. 1855 der 10. Band der Baader'schen Werke erschienen war, der den grössten Theil dieser Schriften enthielt, wurde mir im Jahre 1856 von meinem Freunde Dr. Trettenbacher ein Befremden wegen der Aufnahme derselben zu erkennen gegeben und auf den von dem Beichtiger Baader's bezeugten Widerruf hingewiesen.

A u s

Gesprächen Franz Baader's

mit

einigen jüngeren Freunden

in den letzten sechs Monaten seines Lebens.

Ein Freund hatte mich schon lange mit Baader bekannt machen wollen. Leider geschah es erst ein halbes Jahr vor dessen Tode. Man versäumt oft im Leben das Bedeutendste und Wichtigste, aus Leichtsinn oder gar aus Eigensinn. Ich näherte mich diesem tiefen genialen Denker erst am 5. December 1840 und die damals gesprächsweise von ihm gegebenen Erörterungen knüpften sich meistentheils an seine neu erschienene Schrift: „der morgen- und abendländische Katholicismus“. Eben diess war der Fall, als ich ihn am 12. December abermals besuchte. Ich fand ihn körperlich sehr angegriffen, das Sprechen fiel ihm schwer, doch sein gewaltiger Geist trotzte den Hindernissen, welche die Natur ihm entgensetzte; seine Mittheilungen waren höchst reichhaltig, und die Art derselben in der That ergreifend. Er veranlasste mich wieder, aus der oben genannten Schrift mehrere Stellen vorzulesen. Bei Gelegenheit der Stelle, wo von der Sohnschaft des Menschen kraft der Sohnschaft Christi die Rede ist, empfahl er mir seine „drei Sendschreiben über den Paulinischen Begriff vom Verhensein des Menschen im Namen Jesu.“ Dabei äusserte er sich folgendermassen: „Der Mensch ist das Schlussgeschöpf der Schöpfung und steht als solches höher als die Engel. Gott ist nemlich auch dem Teufel Gott; er ist Schöpfer jedes Geschöpfes. Vater ist er oder will er sein dem Menschen. Gott ist nicht Engel geworden, sondern Mensch, um den Menschen von seinem Falle zu erlösen. Er hat sein Herz, Jesum, zu den Menschen

gesendet, um ihnen die Hand zu bieten, dass sie an der Sohnschaft Antheil nehmen. Durch Christum allein ist dem Menschen die Kraft gegeben, seine wahre Bestimmung als Schlussgeschöpf der Schöpfung zu erreichen. Das frühere Verhältniss von Schöpfer und Geschöpf geht hiedurch in ein höheres über, in das des Vaters zum Kinde. Die Engel selbst harren gewissermassen ängstlich dieser Zeit. Der Sohn ist hier im Menschen noch verborgen, und wird erst durch die Zeit gezeitiget. Jetzt ist noch Alles am Menschen grün und herbe, er ist noch nicht reif; die rechte Süssigkeit ist nicht von dieser Welt.

Bei einem dritten Besuche, am 19. December, fand ich ihn wie verjüngt. Noch ehe ich den Hut ablegte, begann er: »Ich habe neulich vergessen, Ihnen das Schematisiren beim Studium meiner Schriften abzurathen. Das Schematisiren ist eine Sache, welche man nie am Anfang, sondern immer erst am Ende versuchen soll. Auch nehmen Sie Bedacht darauf, bei Ihrem Studium sich vorerst möglichst leidend zu verhalten. Begreifen Sie etwas nicht gleich, so lassen Sie es gehen; später wird das Verständniss schon kommen. Man muss bei dem gefallenem Zustande, worin wir uns befinden, Geduld mit sich selbst haben. Freilich muss man diesen Kopf und dieses Herz erst zerbrechen, oder vielmehr man muss sich diese beiden durch einen höheren Kopf und ein höheres Herz zerbrechen lassen; dann wird es plötzlich licht bei uns werden, mit Ungestüm aber geht das nicht. Es ist diess der Fehler unserer gegenwärtigen Wissenschaft, dass sie alles systematisiren will, dadurch wird der Geist getödtet. Unsere Philosophen und Physiologen sind desshalb irreligiös und antireligiös geworden, weil sie sich zur Schrift und zum Worte nicht leidend zu verhalten wussten.

Ich musste sodann die bewusste neue Schrift zur Hand nehmen, und daraus vorlesen, wobei er jedes Wort mit dem Finger gleichsam betonte. Gelegentlich zeichnete er mir, trotz der vorher gegebenen Lection in Betreff des Schematisirens, nachstehendes Schema:



und erläuterte mir selbes folgendermassen: »Wenn B, sagte er, in a, b, c noch wirkt, so kann a hievon nicht anders wieder frei werden, als dadurch, dass A das B von a derivirt, und also den Druck von B auf sich nimmt. Hiemit macht es a fähig oder gibt ihm die Kraft, sowohl zu seiner eigenen Befreiung als auch zur Wiederbefreiung von A mitzuwirken. Der gefallene Adam a ist vom Bösen B ergriffen, und kann sich nur dadurch befreien, dass Gott seinen Sohn sendet. Hiemit wird der Kopf der Schlange zertreten, und insoweit der Druck, den diese auf den Menschen übte, abgewendet, und derselbe von Christo auf sich genommen. Die Glieder der Schlange b sind aber noch im Menschen vorhanden; indem jedoch Christus derselben den Kopf zertreten, so hat er dem Menschen die Kraft gegeben, auch jene Glieder zu tödten. Wenn er dieses gethan hat, so wird er als c der Sohnschaft Gottes theilhaftig und von B ganz frei, und befreit zugleich A von den Leiden, welche es für a auf sich genommen.« Weiter kamen wir auf das Monarchthum und dadurch auf die Proletarier zu sprechen. Er sagte: die Monarchen hätten sich zusammen zu nehmen der furchtbaren Gewalt gegenüber, welche der immer mehr sich verschlimmernde Zustand der Proletarier zur Folge haben werde. Diese Klasse sei die am wenigsten geschützte im Staate, weil sie aller Corporation ermangle, sie gerathe immer mehr in eine verzweiflungsvolle Lage. Der Bürger, der Bauer, und alle anderen Stände seien repräsentirt, der Proletarier nicht. Das einzige Mittel, der drohenden Gefahr vorzubeugen, liege darin, dass der Monarch selbst sich dieser Classe annehme, d. h. eine Ausgleichung herbeiführe, wodurch er zugleich einer Uebermacht der Reichs- und Landstandschaft vorbeugen könne. Man verweigere dem Proletarier das Bürgerrecht nur darum, weil er zu keiner Corporation des Staates zu zählen sei, während er doch der am meisten besteuerte sei, nemlich durch die Accise. Diese Uebel zeigen sich besonders in England und Frankreich; darum hier jene Versammlungen der Proletarier in Folge ihres Strebens, sich corporativ zu machen, gegenüber den anderen Corporationen. Sind nemlich die Bürger berechtigt, sich corporativ zu vereinigen und dahin zu verschwören, keinem Arbeiter mehr, als so und so viel, zu geben, und muss sich der Arbeiter diess gefallen lassen, weil er im Staate keine Garantie gegen eine solche Barbarei findet, so ist es wohl sehr natürlich, wenn die Arbeiter in diesem ver-

zweiflungsvollen Zustände sich selbst helfen und eine Gegenverschwörung bilden, dass keiner mehr anders, als um den und den Lohn arbeite.

Im weitem Verlaufe des Gespräches äusserte er, Thiers, der böse Revolutionär, habe Louis Philipp in die Lage einer Doppellüge gebracht. Die legitimen Mächte nemlich waren es, welche Napoleon's Macht brachen, als eine illegitime, und die Bourbonen wieder einsetzten. Louis Philipp aber erklärte Napoleon als legitimen Kaiser. Das hiess nun zugleich Napoleon's Nachkommenschaft für legitim erklären, und das thörichte Unternehmen des Louis Napoleon erhält durch diese Erklärung bei den Napoleonisten Legitimität, während sich die legitimen Mächte natürlich von Frankreich zurückziehen müssen.

Da ich Baader'n erinnerte, dass er sich schonen möge und des vielen Sprechens sich enthalten, versetzte er: „Ich befinde mich sehr wohl, und habe überhaupt wieder die Erfahrung gemacht, dass jede in die constitutiven Elemente des Menschen eingreifende bedeutendere Krankheit von sehr wohlthätigen Folgen für Geist und Körper ist. Ich habe nie eine solche Geistesklarheit empfunden, als jetzt, und gerade während meiner Krankheit meine neueste Schrift geboren. Die Krankheiten gehören zur Höllentaufe, die jeder Mensch hier bestehen muss.“ Er kam dann auf die Ansichten von Schönlein und Oken über den Begriff der Natur und Materie, und bemerkte, dass sie diese beiden Begriffe mit einander verwechselten. „Schönlein, sagte er, fehlt darin, dass er alles Leben als ein Schmarotzerleben in Gott betrachtet, und Oken, dass er das gegenwärtige, materielle Dasein als constitutiv ansieht. Sie wissen Beide nichts von dem Begriffe des Inframateriellen und Supramateriellen, welches letztere so wenig Uebernatur als ersteres Unternatur ist, sondern nur deren Träger. Die Inframaterie oder die Materie, in welche sich die infernale Natur materialisirt, erblicken wir in den Spinnen, Kröten, Schlangen, Polypen und andern Ungeheuern; die Supramaterie aber, oder jene Materie, worin sich die Supranatur materialisirt, stellt sich in Christo oder dem reinen Menschenleibe, in dem Lichtleibe etc. dar. Die Materie endlich ist dasjenige, worin der Kampf der Wahlfreiheit vorgeht. Sie hört auf, nachdem sie sich zum Geistleib verwandelt hat, und Uebernatur oder wahre Natur geworden ist. Hiemit wird aber zugleich die Vernichtung der Hölle, des Bösen bewirkt, weil

dieses ohne die Materie nichts machen kann, keine Nahrung hat. Auf der andern Seite aber wird eben durch jene Probe die noch fallbare Uebernatur unfallbar gemacht.

Bei einem weitem Besuche am 10. Januar 1841 sprach sich Baader über das Wesen der Eucharistie aus, von welcher, wie er sagte, die Theologen sehr unrichtige Vorstellungen hätten. „Was im Abendmal als Leib Christi dargeboten wird, bemerkte er, ist nicht der irdische Leib, oder der Leichnam, in den er sich erniedrigt hatte, um ihn zu erhöhen. An eine stückweise Vertheilung, wobei der Leib darauf und zu Grunde gehen müsste, ist also auch gar nicht zu denken. Der Leib, den wir da empfangen, ist vielmehr der Leib, den Christus von Ewigkeit her hatte, und auch in Ewigkeit haben wird, und den wir ebenfalls erwerben sollen, und durch Ihn erwerben können. Die Sonne speist nicht nur jedes Ding, sondern erweckt in ihm auch das begrabene Sonnenhafte, bleibt aber hiebei immer dieselbe Sonne, ohne sich zu vertheilen. Gerade so verhält es sich mit Christo und der Speisung der Seinen im Abendmale. Die Transsubstantiation ist ein leerer Begriff; denn die niedrige Substanz oder Materie transsubstantiiert sich nicht, sondern fällt ganz weg und an ihrer Statt tritt jene Substanz ein, welche intranssubstantiabel ist. Die Hostie oder die reinste unschuldigste Materie wird weder Christi Leib, noch ist sie blosses Symbol desselben, sondern sie wird der Träger des Heiligsten, und vergeht, nachdem sie gleichsam ihre Schuldigkeit gethan hat. Wer sich übrigens keinen Geistleib denken kann, der kann auch nie mit dem wahren Glauben communiciren. Er begreift nicht, dass sich ein Geistleib in der blossen Materie wirksam erweisen kann; er denkt sich den Geist und immer nur den Geist als solchen und der vermag freilich solches nicht.“

Später kam er noch auf einen kürzlich in der allgemeinen Zeitung erschienenen Aufsatz über Geologie, gegen welchen er sich in demselben Blatte aussprechen werde. Jenem Verfasser zufolge solle die Natur Alles in einer unendlichen Langweile gebildet haben; mit dieser Annahme könne er (Baader) nun und nimmermehr einverstanden sein. Gelegentlich erzählte er noch, dass er selbst ein Schüler von Werner gewesen sei. Diesen seinen Lehrer halte er sehr hoch wegen der Genauigkeit in seinen Forschungen; über das eigentliche Warum sei aber auch er, wie

die Meisten, ganz im Dunkeln gewesen; er habe sich nicht über den Materialismus erhoben.

„Sie kommen wie gerufen, redete mich Baader an, als ich am 22. Januar bei ihm eintrat. Sie müssen die Güte haben, mir etwas ins Reine zu schreiben, einen Beitrag zur Erklärung der magnetischen Erscheinungen. Der Aufsatz ist nur kurz, wie es denn zu meinen Eigenthümlichkeiten gehört, alles mehr in homöopathischer Concentration zu sagen, als mich auszubreiten.“ Dieser Aufsatz war betitelt:

„Ueber die Abbreviatur der indirecten, nicht intuitiven, reflectirenden Vernunftkenntniss durch das directe, intuitive Erkennen“ (abgedruckt in Baader's „Kleinen Schriften“ S. 521 — 525.)

Während meine Reinschrift revidirt wurde, äusserte Baader über den betreffenden Gegenstand noch Folgendes: „In England sah ich einen Knaben, welcher vor einer ganzen mathematischen Facultät Unbegreifliches leistete. Er zog aus einer ungeheuer grossen Zahl in 5 Minuten die Kubikwurzel, und erhob ebenso in ganz kurzer Zeit eine grosse Zahl zum Kubus. Bei einer andern Aufgabe, als er nemlich angeben sollte, wie viele Stunden und Secunden eine gewisse Anzahl von Jahren hätte, differirte seine Auflösung von derjenigen eines anwesenden Professor's, der die Rechnung ganz sorgfältig auf dem Papier gemacht hatte. Der Knabe aber bemerkte sofort, die Differenz rühre nur daher, dass der Professor die Schalttage nicht berücksichtigt habe. Wie ist nun diese Erscheinung zu erklären? Es fand hier offenbar nichts anderes Statt, als eben eine Abbreviatur der reflectirenden, nicht intuitiven Vernunftkenntniss durch das directe, intuitive Erkennen. Ferner sagte er: „Die Vernunft ist das Vernehmen oder Hören irgend eines innern oder äussern Objectes. Darum ist es absurd, alles gesund zu nennen, was man durch sie hört; die Vernunft ist nicht immer für gesund zu halten.“ Dann: „Jede Somnambule hat immer zwei Magnetiseurs, einen äussern, irdischen, und einen innern nicht mehr irdischen. Nur Wenige sehen den letztern; bei der Seherin von Prevorst war diess sehr oft der Fall, und er kam ihr in ihren grossen Nöthen immer zu Hilfe.“ Endlich: „Das Gewissen ist nur das Wissen des Gewusstseins von Gott. Dadurch nemlich, dass ich weiss, dass mich Jemand weiss, habe ich ein Gewissen gegen ihn. Das Thier hat nur darum kein Gewissen, weil es sich von Niemand wirklich gewusst weiss. Es fühlt und

schauet instinctmässig nur so lange, als der Gegenstand vor ihm ist; ausserdem riecht es nur und geht diesem Geruche nach, weiss aber nichts darum. Beim Thiere sind daher derlei Einwirkungen immer Zwang; es muss seinem Instinct folgen. So habe ich einen Pudel gesehen, welcher die vier Species vollkommen konnte. Diese Geschicklichkeit des Pudels beruhte nicht auf Zeichen, sondern auf der Assistenz seines Herrn. Als der Herr starb, wusste der Pudel nichts mehr, weil ihm jene Assistenz, sein Magnetismus gleichsam, fehlte.“

Am 26. Januar trat er mir sogleich mit den Worten entgegen: „Gerade dachte ich an Sie, ich habe nemlich vor, Böhme's 40 Fragen von der Seele mit Ihnen und mit N. durchzunehmen. Es ist diess das tiefste Werk, das Böhme geschrieben hat, gleichsam der Schrank des menschlichen Wissens. Wirklich ist nun die Einleitung zur Herausgabe der Böhme'schen Werke mit meinen Anmerkungen getroffen. Es soll derselben Böhme's Portrait beigegeben werden, nach einem in London gestochenen Bildnisse, welches ganz ähnlich sein soll. Für eine wahre Schande ist es zu halten, dass von Böhme noch keine neue Auflage bewerkstelligt worden ist, während es mit den neuen Ausgaben von Göthe und Schiller und andern Dichtern und Romanschreibern kein Ende nehmen will. Wenn Sie einmal mit Böhme gut vertraut sind, so werden Sie finden, dass er der ganzen Weltzeit vorangelaufen, dass er alles Wissen dieser Welt, freilich in der Enge, enthält; daher man mit ihm immer au cours mit der Zeit bleibt. Es kommt einem dann nichts Neues vor, das man nicht gleich zu würdigen verstünde.“

„Es ist schrecklich, sagte er ferner, wie tief man jetzt gesunken ist. Wäre die Schuhmacherkunst so schlecht bestellt, als unsere Religionswissenschaft, so müssten wir alle baarfuss herumlaufen. Da steht wieder ein Artikel über Steffens in der allgemeinen Zeitung; man kann sich nichts Flacheres denken. Und jener Strauss! Es ist merkwürdig, wie dieser Mensch, der alle Dogmen leugnet, doch eine Dogmatik schreiben will. Hätte er doch seinen sogenannten Scharfsinn zur Widerlegung der Irrthümer in der Religionswissenschaft benützt, statt zur Leugnung dieser selbst. So arbeitet er der Unwissenheit und dem eigentlichen Obscurantismus geradezu in die Hände. In der Oberfläche ist er ungeheuer gründlich, in der Tiefe ganz oberflächlich. Er und seine Geistes-

genossen nehmen Christum ganz hochmüthig in die Schule, und sondern aus, was nicht zu ihrem Principe passt, und dann wird das System begonnen. So hat es auch schon Hegel gemacht, und Schelling macht es nicht viel anders. Der Mangel einer ächten Religionswissenschaft hat seinen Grund nur in der irrigen Annahme, dass der gegenwärtige Zustand des Menschen der natürliche sei, während er gerade der unnatürliche ist. Man findet auch jetzt Alles leicht, weil man immer nur an der Oberfläche bleibt. Ueber das Leicht und Schwer fällt mir eine Anekdote bei. Der alte Obermedicinalrath Haberl hatte einen ehemaligen Kanzleidirector in der Kur, der zuletzt närrisch wurde. Als er ihn eines Tages in diesem Zustande besuchte, dictirte dieser gerade seinem Schreiber ein Concept, worin dem Letzteren 800 fl. Jahresgehalt ausgesprochen wurden. Er sagte hierüber zu Haberl: Schon seit vielen Jahren trachtete ich, diesem Menschen einen Gehalt zu erwirken, und es ging unendlich schwer, ihm nur 100 fl. zu Wege zu bringen; jetzt aber ist das Ding ganz leicht gegangen. — Den Narren freilich, aber auch nur diesen, sind die schweren Dinge leicht.“

„Ich erkenne es zum Theil, sagte er zuletzt, und ahne es stark, was die Alten von der Alchemie wussten, welche Wissenschaft gleichfalls ganz verloren gegangen ist. Der Kunstgärtner bringt im Winter Blumen hervor, welche im Sommer die Natur und die Sonne aufkeimen lassen. Das ist aber noch nicht die wahre, eigentliche Gewalt über die Natur. Doch kann und soll die Erde (Materie) durch den Menschen wesentlich wiedergeboren werden, durch ihn und mit seiner Wiedergeburt wird sie verwandelt, und kann alsdann auch der Himmel wieder in seine Rechte eintreten.“

Heute den 7. Februar traf ich Baader an einem Lesepult über einem grossen Buche sitzend. Er sagte: Das ist ein wichtiges Werk des Arztes Helmont. Er las hierauf eine Geschichte daraus vor, von einer Heilung, die ein Dr. Buttler mittelst eines Steines verrichtete, welchen er dem Kranken nur auf die Zunge legte, worauf in kurzem die Genesung eintrat. Er meinte Paracelsus und Helmont hätten noch tiefe Blicke in die Natur gethan, während die gegenwärtigen Aerzte reine Empiriker seien. Diese wüssten eben, dass man nach frühern Erfahrungen das und das Mittel anzuwenden habe, welche Ueberlieferungen sie gesammelt und so ihre Wissenschaft gebaut hätten. Mit ihrer Theorie aber,

also mit dem eigentlichen Wissen, sei es gar nichts. So können sie denn auch nicht begreifen, dass nur das Gesunde im Menschen selbst wie auch bei andern Menschen wahrhaft heilen kann. Darum hat auch jener Dr. Buttler demjenigen, welcher ihm das Mittel, d. i. das Geheimniss, wie er heile, abkaufen wollte, zur Antwort gegeben: um alle Schätze der Welt sei ihm dies Geheimniss, d. i. seine Gesundheit, nicht feil. Nur der wahrhaft gesunde Geist sowie Seele und Leib vermögen den klaren Blick in die Natur zu thun, um die rechten Heilmittel zu finden. Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Silber, — in jedem dieser Metalle ist Gold, ja sie sind selbst verlarvtes Gold, und aus jedem kann Gold gemacht werden, wenn man mit dem Gesunden, was darin ist, zu operiren versteht, wobei dann das Andere wie der Blitz vergeht.“

Dann ging er plötzlich auf Schelling über. „Ich muss doch gegen ihn auftreten; sein Gerede wird mir zu arg. Er will immer etwas Anderes sagen als Hegel, und sagt doch beinahe das Nämliche, nur versteckt, maskirt.“ Ich rieth ihm von einer solchen Polemik ab, weil er seine Kraft hiedurch zu sehr zersplittern würde. Auch sei die Sache schon darum misslich, weil Schelling, obwohl er öffentliche Vorlesungen halte, doch erkläre, dass er seine Philosophie vor der Hand nur im Vertrauen darlege, und jeden, der etwas von dem Inhalte seiner Vorlesungen laut werden lasse, einer Schlechtigkeit bezichtige. Er aber meinte, es sei hier grosse Gefahr für die jungen Leute, welche eben nur dem Rufe eines Mannes folgten, nicht aber die Sache selbst zu würdigen wüssten. Ich musste das zugeben, sprach aber die Besorgniss aus, dass er sich, da Schelling sehr derb aufzutreten pflege, viel Verdruss machen möchte. Da wurde er ganz zornig und rief mit lauter Stimme aus: „O, ich kann auch scharf werden! Ich sage gerade heraus, dass seine Lehre eine Blasphemie sei, und beweise es.“ Um ihn nicht noch mehr zu erhitzen, suchte ich das Gespräch von diesem Gegenstande abzulenken, und so kam er denn auf die Rationalisirung des Christenthums überhaupt. Er erzählte mir, dass er schon dem verstorbenen König von Preussen in einem Briefe die Beobachtungen mitgetheilt habe, welche von ihm auf seinen Reisen über die Lehrstühle der Theologie und Philosophie gemacht worden. Man gehe hier überall darauf hinaus, das Dasein des wahrhaften Christus zu leugnen, wobei noch das Schlimmste sei, dass an den Hörsälen nicht angeschrieben stehe,

wie es wirklich der Fall sei: „Hier wird Atheismus, Pantheismus, Egoismus etc. gelehrt“, sondern man überall vorgebe, nur das reine Christenthum zu lehren. Nachdem ich dem König meine Beobachtungen in einem Memoire vorgelegt hatte, übergab dieser die Sache dem Ministerium zur nähern Untersuchung, unter der Bemerkung, dass es eine Schande sei, so etwas durch einen Katholiken hören zu müssen. Auch liess er den Bischof Eylert rufen, der sich nun mit mir in Correspondenz setzte. Dieser meinte, die Sache sei nicht so arg, mein Urtheil sei zu scharf, u. s. w. Ich entgegnete hierauf, er wieder, bis sich endlich unsere Billets-doux-Wuth legte. Doch werden meine Briefe, welche noch in Berlin liegen müssen, einstens Zeugniss geben, dass meine Voraussichten nur zu wahr gewesen. Man empfindet es schon jetzt, und wird es in der Folge immer schwerer empfinden, dass man die tiefere Religionswissenschaft versäumt hat. Der Unglaube wird immer grösser werden, und mit ihm die Flachheit des Wissens.

Als N. und ich heute, den 9. Februar, bei Baader erschienen, um unter seiner Anleitung mit dem Lesen einer Schrift von J. Böhme zu beginnen, vernahmen wir, dass er in der Wahl des zu lesenden Werkes, wofür er neulich schon statt der 40 Fragen über die Seele etwas Anderes, die Schrift nemlich über die Menschwerdung, in Vorschlag gebracht, neuerdings wieder schwankend geworden war, und nun die Apologie gegen Stiefel auserkoren hatte. Als Grund hiefür gab er an, dass dieses Werk polemischer Natur sei, und eben darum den Schlüssel zu allen andern Schriften Böhme's darbiete, indem hier alle entscheidenden Punkte mit grösster Bestimmtheit zur Sprache kämen. Wir fügten uns, obwohl nicht ganz zufrieden mit diesem abermaligen Wechsel, seinem Willen, froh, dass nun doch einmal der Anfang mit jener Lectüre gemacht werde. Nach dem Schlusse der heutigen Vorlesung kamen wir noch auf manches Andere zu sprechen. Ueber Schelling äusserte er diessmal: „In dem Netze, das er sich geschaffen, ist er, das muss man sagen, ganz Meister wie eine Spinne; d. h. so lange er geschützt bleibt, bewegt er sich bis auf die äussersten Punkte frei herum, und umschlingt Alles, was er nicht zu zerreißen vermag, mit ausserordentlicher Gewandtheit. Es ist diess aber eben doch nur ein Spinnenleben.“

Am 11. Februar fanden wir ihn eben mit Straussens Dogmatik beschäftigt. Er rief uns heftig entgegen: „das ist nichts,

als ganz flacher Hegelianismus. Schelling dagegen ist, was die Construction des Geistes betrifft, doch viel weiter gegangen, als Hegel. Der Diebstahl an J. Böhme aber kommt ihm theuer zu stehen, wo er ihn anführt, führt er ihn nur gegen sich selbst an, wie Bileam gegen sich selbst weissagte. Haben Sie den Aufsatz gelesen in der allgemeinen Zeitung: Preussen und die Halle'schen Jahrbücher? fuhr er dann weiter fort. Es ist merkwürdig, was die frechen Buben schon jetzt für eine Sprache führen. Sehen Sie, wie sie keinen Christus mehr wollen, sondern nur sich selbst zu Christus machen, kein Gesetz als sich selbst, keinen Regenten als sich selbst anerkennen? Dieses Treiben geht auf die Zerstörung eines jedes Organismus hinaus. Es wird aber noch viel ärger werden. Die preussische Regierung befindet sich gegenüber ihren intelligenten Geistern in eben der Lage, wie andere Regierungen gegenüber den Pfaffen. Die Regierungen haben sich ihre Schwäche selbst erzeugt, und finden sich jetzt in die fatale Lage versetzt, nichts Anderes mehr lehren lassen zu können, als was sie noch immer schwächer macht. Insofern hat Hegel recht gehabt, dass er der Regierung eine zwingende Kraft hinsichtlich des Guten eingeräumt wissen wollte. Da muss aber das Gute erst da sein. Doch das Christenthum ist allenthalben gewichen; wir sind nur mehr Formal-Christen; wesentlich vermögen wir nicht einmal mehr Heiden zu sein, wir sind nur Unchristen. Die hohen Herren erklären alles Tiefere für unwichtig, weil sie die Mittellosigkeit fühlen, es in's Leben einzuführen. Man mag ihnen in die Ohren schreien, wie man will; sie hören nicht, sie sind todter als das Gestein, welches doch beim tüchtigen Schlage Feuer gibt.“

Später äusserte er noch: „Louis Philipp allein war es, der die Befestigung von Paris wollte und — durchsetzte. Alle Monarchen fürchten den Krieg und den Frieden und rüsten sich nur zum kommenden Frieden. Sie fürchten aber nicht nur Krieg und Frieden, sondern auch ihre Völker. Doch sie mögen thun, was sie wollen, sie können das Schwert nicht mehr in die Hand nehmen, ohne sich selbst zu schneiden, denn das Schwert hat keine Handhaben mehr.“

Am 13. Februar kam nach der Vorlesung aus Böhme noch Verschiedenes zur Sprache. Der jetzige König von Preussen, bemerkte er unter anderm, sei ein sehr liebenswürdiger geistreicher

Mann, der aber an männlicher Energie und Thatkraft seinem Vater nachstehe.

Später sprach er noch vom Leben hier und dort, und sagte: „Alles, was ich hier lebe, lebe ich für die Ewigkeit, wogegen die Menschen fast immer glauben, sie wirken nur für die Zeit. Doch man lebt einmal nicht bloss für die Ewigkeit, sondern indem man Zeitliches thut, thut man Ewiges mit. Es geht da, wie beim Storchschnabel. Während ich hier im Kleinen schreibe, so erfolgt die Bewegung dort im Grossen. Man kann diess sogar auch von den Thieren sagen, nur dass diese bewusstlos wirken, was indessen auch von vielen Menschen gilt.“

Ich suchte dann das Gespräch auf den Begriff der Hölle und der ewigen Pein zu lenken. Er liess sich aber hierüber nicht näher ein, sondern bemerkte bloss, dass man die ewige Pein von der unendlichen Pein zu unterscheiden habe.

Den Tod eines talentvollen Mannes seiner Bekanntschaft bedauerte er sehr und meinte, derselbe sei ein sehr guter Mann gewesen, den jedoch der Teufel hie und da gepackt habe, ohne hinreichenden Widerstand zu finden. Einige, sagte er, werden Werkzeuge des bösen Geistes mit Willen; andere packt derselbe nur an ihrem schwachen Theile, ohne jedoch eine eigentliche Handhabe bei ihnen zu finden; noch andere endlich siegen über ihn, und halten ihn darnieder. Jedes wahre Leben ist ein Exorcismus.

Am 27. Februar liess er sich in Folge der Erwähnung einer vermeintlichen Spukgeschichte, welche einen Theil des hiesigen Publicums eine Zeit lang beschäftigte, über die Geistererscheinungen etc. folgendermassen vernehmen. „Sie wissen bereits, sagte er, dass es mit dem gegenwärtigen Zustande des Menschen und der Natur nicht mehr res integra ist. Der Mensch statt über die Elemente und die ganze Natur zu herrschen, wozu er bestimmt war, ist vielmehr in deren Gewalt gefallen, er steht nunmehr unter dem Sternengeist. Das Princip der ewigen Natur, das Feuer, ist in seiner Seele verzehrend geworden, statt gebärend. Wenn aber der Mensch diesen irdischen Zustand verlässt, so tritt er auch wieder in eine höhere schöpferische Macht in Bezug auf seine Natur ein. Er kann da wieder mit dem Feuer seine Tinctur gestalten, ja er muss diess sogar, kann es aber nur in Uebereinstimmung mit seinem irdischen

Lebensgang. Bei manchen Menschen tritt schon einige Zeit vor dem Tode die besondere Erscheinung ein, dass ihnen ihr ganzes Leben in einen Kreis gestaltet sich darstellt, in dessen Mitte oder Centrum sie sich plötzlich versetzt fühlen. Die kleinsten, wie die grössten Handlungen werden ihnen hier in Gestalten um sie herum sichtbar. Das ist ein Vorspiel des Weltgerichts, eine Confrontation des Menschen mit seinen Werken. Nach dem Tode fällt nun alle Täuschung hinweg, indem da jene Tincturgestalten, welche man, als im irdischen Leben ausgeboren, bloss für materiell hielt, von ihren Hüllen befreit sind und lediglich als von ihrem Centro bedingt, jetzt diesem sich gegenüberstellen. Jedes Werk in diesem Kreise, das als sein selbstgeformtes Bild ihn umgibt, ruft seinen Schöpfer, wenn es gut ist, zur Freude, wirkt aber Fluch und Verzweiflung bringend auf ihn zurück, wenn es böse ist. Schakespeare hat diese Wahrheiten tief gefühlt, wie man aus seinem Macbeth ersieht, wenn er diesen jenen blutigen Dolch sehen und dabei sagen lässt, es sei derselbe nichts als der blutige Gedanke, der sich hier gestaltet. Jede Erscheinung eines Abgeschiedenen auf dieser Welt ist etwas Schmerzliches und doch ist dieselbe wohl noch als ein Glück und als Gnade anzusehen. Durch die Wiedergebundenheit an die Welt gleichsam wieder irdisch geworden fährt der Dahingeschiedene trotz jenem Schmerze doch noch besser, als wenn er als materiellose Creatur bestehen müsste, indem er hiemit geradezu der höllischen Pein anheimfiele. Was aber die sogenannte Doppelgängerei betrifft, so kann der Mensch allerdings in manchen Momenten seine Hülle verlassen, und in die von den Banden der Materie nahezu befreite Gestalt so imaginiren, und mit der Tinctur, welche die leibliche Idea ist, also wirksam sein, dass er sich selbst und andern als katoptrisches Bild erscheint. Thiere sind für die Wahrnehmung solcher Erscheinungen viel sensibler als der Mensch und crepiren häufig darauf.“ Nach dieser Darlegung kam Baader noch auf andere Dinge zu sprechen, und äusserte über seine Philosophie, dass er dieselbe geradezu eine Philosophie de la prière nennen könne, gegenüber den rationalistischen Lehren eines Kant, Hegel, Strauss u. s. w., welche dahin führten, dass man sich des Gebetes schäme.

Noch machte er eine für die Erklärung der magnetischen Erscheinungen sehr wichtige Bemerkung, dass man nemlich den zeitlichen Zusammenhang der Dinge für einen mechanischen zu

halten habe, und der organische Zusammenhang nur singular sich geltend mache. Wenn aber ein Wesen aus diesem mechanischen Zusammenhange heraustrete, so trete es mehr oder minder in den organischen Zusammenhang ein und erkenne dann freilich nicht bloss die organischen, sondern auch die mechanischen Verhältnisse.

Am 1. März war das Gespräch wieder sehr lebhaft und belehrend. Doch habe ich mir aus dem reichen Inhalt desselben nur nachfolgende wenige Punkte aufzeichnen können.

„Im Frühjahr, sagte Baader unter anderm, sehen wir noch viele Früchte vom vorigen Herbst scheinbar gut conservirt; wie man sie aber öffnet, findet sich der Wurm darin. Es gibt kein Leeres. In dem Maasse, als der Mensch Gottes leer wird, füllt ihn der Teufel. Solche Menschen kommen mir wie eine Maschine vor, in welcher sich ein Rad befindet, das sich immer herum-drehend die Luft bei den offenen Stellen herausbläst.“

„Im Samenkorn, äusserte er später, sind die Potenzen occultirt, in der Enge. Fällt es in die Erde, so findet es hier in seiner Umgebung die entsprechenden Potenzen. Diese beiderseitigen Kräfte helfen sich nun, und so wird denn hier die occultirende Hülle des Samenkornes getilgt; indem sie aber diess thun, so erzeugen sie eine manifestirende Hülle. In der Zeit haben wir einen occultirenden, in der Ewigkeit einen manifestirenden Leib. Den Begriff dieses letztern hat Plato nicht erfasst.“

„Sie müssen sich hüten, liess er sich ferner vernehmen, den Schöpfungsact des Schöpfers selbst erforschen zu wollen; dieser soll und muss uns verborgen bleiben. Das Feuer ist ein Regal Gottes, und wer es antasten will, wird verbrannt. Darin bestand das Verbrechen des Lucifer; darin liegt die Ursache, dass so viele Gottesforscher wahnsinnig geworden sind. Moses selbst sagt: ich sah das Gesicht und erzitterte, so schrecklich war es. Es ist gerade, als wenn Jemand um ein grossartiges Maschinenwerk in seinem Gange zu begreifen, unter die Räder selbst hinein wollte; er würde plötzlich zermalmt werden.“

In Betreff der Magie bemerkte er, dass dieselbe eine dreifache, eine göttliche, natürliche, infernale sei, und fügte dann noch hinzu: „Ausserordentlich schwer begreiflich ist der Lügegeist, denn er ist, ist nicht, und ist doch. In diesem Sinn heisst die Sünde Zauberei als ein die Natur lügen Machendes.“ Zum Behufe der Erklärung des Wunders aber zeichnete er uns folgendes Schema,



und sagte ganz einfach: „g kann sich dem c nicht unmittelbar kundgeben, wohl aber vermag es diess vermittelt des Centrums.“

Heute den 3. März ergab sich ein ziemlich hitziger Auftritt. Es erhob sich nemlich einer der anwesenden Freunde gegen Baader's Gedanken vom jüngsten Gericht und den Höllenstrafen, und suchte ihm gegenüber seine eigenen Vorstellungen in Betreff dieser Fragen mit einer gewissen Zähigkeit zu behaupten. Hierbei zeigte sich wieder, wie schwer die Verständigung über solche Dinge zu erreichen ist. Derjenige, welcher in der Intelligenz höher steht, wird meistens nicht begriffen, und derjenige, welcher ihn nicht begreift, hält, was jener begründet hat, für unbegründet, ja wohl gar für unbegreiflich. Ersterer wird nun immer ungeduldiger, Letzterer immer eigensinniger, und so kommen beide Theile immer weiter aus einander, statt zu einander. Merkwürdig war der Eifer, in welchen Baader hierbei geriebt: Der 75jährige Mann gleich dem Jüngling im grössten Feuer. Der Zorn aber, der ihn bewegte, war auch diessmal ohne alle Bitterkeit: er umfasste die Person stets mit Liebe; nur demjenigen, was er als Irrthum betrachtete, stellte er sich mit der ganzen Schärfe seines Geistes, mit der ganzen Gewalt seines Affectes entgegen. Ich selbst hielt mich bei dem Disput ganz stille, indem mir Baader's Lehre über diesen Punct ganz einleuchtete; der dritte Freund suchte zu beruhigen, wurde aber selbst hierüber in die Hitze des Streits mit hineingeführt. Die Hauptmomente der Baader'schen Erörterungen waren aber folgende: „Das jüngste Gericht heisst wohl auch das Ende der Welt, weil mit demselben das Zeitliche endet und das Ewige beginnt. Man muss aber wohl unterscheiden zwischen ewig Sein und ewig Bleiben. Gleich nach dem Tode beginnt das sogenannte ewige Leben. Man tritt damit in den Hades, in das Fegefeuer, wo vieles wieder gut gemacht werden kann, was man hier verdorben; nur dass man oft hier wohl weit mehr verdirbt, als man dort wieder gut machen kann. Dieses sogenannte ewige Leben ist indessen insofern noch zeitlich, als man in demselben noch nicht ewig bleibend geworden ist. Mit

dem jüngsten Gerichte aber tritt die Ausscheidung jener ein, welche in der Ewigkeit sich nicht durch Christum zu Gott gewendet, und Busse gethan haben, sondern in ihrem bösen Willen sich fortbewegten. Im Hades kann noch Gnade für Recht ergehen, im Gericht aber geht Recht für Gnade. Da beginnt die Höllenpein, in und mit welcher keine Creatur vernichtet wird, in dem Sinne, dass sie dann gar nicht mehr vorhanden wäre. Keine Persönlichkeit kann vergehen, sondern es werden derselben durch das entzündete Feuer ihre bösen Werke verbrannt. Das ist jene furchtbare Strafe, von der es heisst, dass jeder bezahlen müsse bis auf den letzten Heller. Ueber die Annahme einer ewig bleibenden Hölle äusserte er noch, dass sie ganz unhaltbar sei, und dass sie den Pantheismus und Atheismus, Gottes- und Teufels-Leugnung zur Folge habe.“

Aus Baader's Aeusserungen vom 7. März habe ich Nachstehendes aufgezeichnet, was sich zum Theil noch an die Betrachtungen über die letzten Dinge anreicht.

„Je weiter zurück in der Natur, sagte er, je feuriger, brandiger, fürchterlicher ihre Erscheinungen, bis zu dem Puncte, wo die Wasserfluth das Feuer besänftigte. Nun muss aber noch die Feuerfluth kommen, nicht zur Vergiftung der Welt, sondern zu ihrer Reinigung und um das Licht in ihr zu gebären.“

„Die Sonne, sagt er auch, erleuchtet die Erde, und verfinstert den Himmel.“

Im weitem Verlaufe des Gesprächs bemerkte er: „Die Sprache ist ein Beweis des höhern Bewusstseins eines Geschöpfes. Nur dadurch dass der Mensch sich selbst als Object weiss, kann er sprechen. Könnte das Thier sich als Object fassen, so wäre ihm dies ebenfalls möglich.“

Heute den 10. März äusserte ich gelegentlich gegen Baader, dass er derjenige sei, der meinem Geiste eine ruhige Bewegung gegeben habe, und dass ich es für ein ausserordentliches Glück halten müsse, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Ausserdem würde mich die Beschäftigung mit der Philosophie, zu welcher ich mich gleichwohl so gewaltig hingezogen fühlte, vielleicht zum Narren gemacht haben. Diese Möglichkeit sei mir schon einige Mal schauderhaft vor Augen gestanden, und ich hätte begriffen, dass es, bei einem gewissen Puncte angelangt, wohl nur noch einiger Minuten bedürfe, um wirklich in Wahnsinn zu stürzen.

Baader versetzte: „Ich habe mich viel mit Narren unterhalten und überall herausgebracht, bei manchen sogar in klaren Worten, dass es ihnen sei, als wenn ihnen ein Rad im Kopfe herum ginge, sie spürten immer wie sich etwas im Hirne herumdrehe. Das ist nichts anders, als die Turba, wie es Jacob Böhme nennt, oder das entzündete Feuerrad. Daher auch der altbaierische Ausdruck: „Es ist ihm das Radl laufend geworden.“

Am 21. März fanden wir Baader sehr angegriffen von dem Besuche eines Fremden, mit welchem er ein mehrstündiges Gespräch geführt hatte. Gleichwohl wollte er uns nicht ohne alle Mittheilung lassen; er dictirte uns daher einen kleinen, kürzlich von ihm entworfenen Aufsatz, welchem er dann noch Erläuterungen folgenden Inhalts beifügte: „Eine Creatur kann sich mit ihrem Willen einer andern Creatur nicht unmittelbar hingeben. Sie bleiben immer getrennt von einander; und hierin liegt der Grund des Schmerzes, der bei jeder creatürlichen Liebe, und auch dann noch statt findet, wenn dieselbe die höchste Stufe erreicht hat. Die Vereinigung des Willens, somit auch die wahre Liebe zweier oder mehrer Creaturen ist nur mittelst eines höheren Willens möglich. Jacob Böhme sagt: „Der Wille der Creatur ist eine Speise, die nur Gott essen kann.“ Jener Wille muss von Gott gleichsam erst verdaut werden; dann geht er mit erneuter Nährkraft auf die Creatur zurück. In ähnlichem Sinne lehren die Chemiker, dass, wenn irgend Etwas aus Etwas producirt werden solle, dieses Etwas erst in sein Producens zurückgehen müsse. Hierin liegt der Aufschluss über den Satz der heil. Schrift: Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten wie dich selbst. Wenn man nemlich von seinem eigenen Willen frei geworden ist, d. h. über denselben in, mit und durch Gottes Willen herrscht, und so ihn selbst zu Gottes Willen macht, so kann man erst in Gottes Willen sein. Hiemit kommt die Einheit in die Liebenden, und nun können sie von sich sagen: Wir lieben einander, wie uns selbst, denn wir lieben Gott über alles.“

Am 28. März kamen wir wieder auf die Schrift über den morgenländischen und abendländischen Katholicismus zu sprechen. „Meine Hauptabsicht bei dieser Schrift, sagte Baader, war und ist diese, der Kirche ihren alten Begriff als einer Gemeinde zu restituiren, vermöge dessen allein sie Bestand haben kann. Eine Gemeinde, welche als solche kein äusserliches Oberhaupt hat,

kann sich zwar nicht äusserlich behaupten, kann aber auch nicht enthauptet werden. Jede politische Innung muss allerdings ein weltliches Oberhaupt, einen Regenten haben, sonst gleicht sie einem hauptlosen Thier, einem Gewürm. Die Kirchengemeinde dagegen kann nur ein Unsichtbares, Christum nemlich, zum Oberhaupte haben. Im entgegengesetzten Falle wird sie zu einer politischen Gemeinde, wie denn das Papstthum nichts anderes ist, als eine solche Weltherrschaft in geistlichen Dingen, was nicht ohne Entweihung des Heiligsten möglich ist. Vor Peter dem Grossen versuchte der russische Patriarch, in der griechischen Kirche ebenfalls den Primat einzuführen; Peter aber machte dem Unternehmen mit einem Male ein Ende, indem er die Synode gründete als einen Landtag der Kirche. Diese Synode hat ihren Fond, woraus jeder Priester und selbst der höchste Bischof bezahlt wird, und dann weiter nichts mehr zu fordern hat. So steht der Priester vor dem Volke als wahrer Gottesdiener, und ist vom Staate ebenfalls ganz frei. Freilich hat in Russland der Kaiser noch alle Gewalt über die Synode, aber er kann diese Gewalt nie ausüben, wenn sich die Synode rein kirchlich hält.“

Später war noch von der Kunst, namentlich von der christlichen Kunst, die Rede. Als ich äusserte, dass diese noch immer allzusinnlich sei, noch immer ein heidnisches Gepräge an sich trage, und erst zu einer höhern Stufe sich erheben müsse, so meinte er, man könne allerdings in der Kunst, einen Christus zu malen oder eine Maria, weiter kommen, als Raphael, bei welchem der religiöse Sinn nur in flüchtigen Silberblicken sich kundgebe, wie z. B. in seiner Madonna di Sisto, in welcher die Androgyneität wirklich zur Erscheinung komme. All jenes Getreibe aber, was man christliche Kunst nenne, verachte er und habe es schon geradezu ausgesprochen, dass es eine christliche Kunst in diesem Sinne nie geben werde, noch geben könne. Die sogenannte christliche Kunst, fuhr er weiter fort, kann nur für das Geschichtliche gelten: ein jüngstes Gericht dagegen, ein Himmelreich, Engel u. s. w. malen zu wollen, ist eine Absurdität. Alles in dieser Welt ist mit der Schwere und Finsterniss vermischt; die Transfiguration, die Himmelfahrt Mariä, alle diese Malereien sind und müssen also voll Finsterniss sein, und doch werden uns die Erscheinungen in höheren Regionen immer nur als schattenlose Lichtgestalten geschildert. Ein Unsinn auch ist es, die Engel mit Flügeln vor-

zustellen, da Flügel doch nur da nothwendig sind, wo Schwere ist. Was findet man in Rom? Etwa eine christliche Kunst? Nein, nur Heidenthum mit Christenthum übertüncht. Mit jenem Weltgepränge aber, mit jenem Kling-Klang, mit allen den heidnischen Künsten der Sinnlichkeit hat gerade das Papstthum seine Herrschaft so weit ausgebreitet; wie gesagt, ich verachte alle diese Dinge. Der schlechte Gesang eines Bauern, den ich beim Abendspaziergang höre, rührt mich weit mehr, indem ich da bedenke, wie elend der Mensch geworden. Ein Bettler, der vor einem schlechten armseligen Marienbilde kniet, erbaut mich mehr, als Dome; denn da wird es mir klar, dass in dieser Welt keine wahre Freude ist. Hier lerne ich es einsehen, dass nur bei dünnen Suppen in Hunger und Elend die Menschen Freunde werden, während sie es im Wohlhaben und Weltgepränge nur zur Kameradschaft bringen. In solchen Momenten erwacht bei mir ein wahrer Abscheu gegen alle jene Künste. Die christliche Kunst ist allein die Kunst, das Kreuz zu tragen. Dieses verklärt uns, und damit hört die Kunst auf; denn dann ist das Himmelreich gekommen.“

Von Baader's Aeusserungen zwischen dem 5. bis 15. April habe ich Folgendes aufgezeichnet: „Unmittelbar nach seiner Auferstehung war Christus nicht im Himmel, sondern in einem ähnlichen Zustande, als Adam im Paradiese. Als er den Jüngern von Emaus erschien, und sie ihn nicht erkannten, ass und trank er mit ihnen, und benahm ihnen damit allen Zweifel an seiner Auferstehung. Hieraus erhellet die Möglichkeit von Manifestationen Auferstandener, aber noch nicht in den Himmel Eingegangener. Diese Möglichkeit kann aber nicht anders gedacht werden, als so, dass diese Auferstandenen ihren irdischen Leib noch in sich verschlungen halten. Mehre Mystiker nehmen auch an, dass viele Menschen noch vor dem jüngsten Gerichte in den Himmel kommen, im Unterschied von Denjenigen, welche im Paradiese leben. Lavater z. B. spricht sich hierüber in seinem Pontius Pilatus aus. Baader zeigte uns das Buch in einem Exemplare, welches er von dem Verfasser selbst zum Geschenk erhalten hatte. Ich fand darin folgenden Vers von Lavater's Hand:

„Du hast ein Aug', das sehen kann
Sehr viel und tief und heiter.

Gott führe Dich, Du braver Mann,
Von Tag zu Tage weiter!“

Einige Tage später versprach uns Baader, nun mit uns einige Capitel der Böhme'schen Schrift über die Gnadenwahl zu lesen. „Alle sagen, bemerkte er hiebei, Jacob Böhme gehe in die Tiefe, und doch geht ihm keiner nach. Ein merkwürdiger, wunderbarer Geist! Wenn man seine Schriften liest, so möchte man immer fragen, woher er doch alle diese Dinge weiss. Er staunte oft selbst, wie ihm diese Wahrheiten so plötzlich aufgeschlossen seien. Es ist mit allen tieferen Gaben so. Ich lese täglich die hl. Schrift, und immer ist sie mir neu. Niemand begreift ein Kunstwerk, wenn er den Geist nicht begreift, der es erzeugt hat. Der Sinn für die eigentlichen Tiefen der Schrift ist jetzt beinahe erloschen; er ward in den Leuten mit Gewalt vernichtet. So ist es auch mit der deutschen Baukunst; nachäffen können sie sie noch, das eigentliche Princip aber ist verloren gegangen. Cornelius begreift das, K. versteht hievon gar nichts.“

Am 18. April erzählte er uns, er habe nun auch den dritten Band von Görres „christlicher Mystik“ durchgegangen. Es seien hier, bemerkte er, viele bedeutende facta zusammengestellt, doch müsse man dieselben hie und da in einem ganz andern Sinne auffassen, als von Görres geschehen sei. Auch habe Görres gar viele Lügen, und oft die handgreiflichsten, für baare Münzen hingegenommen. Zudem komme nichts häufiger vor, als Nachäffung der Wundergeschichten; solche Nachäffungen sehe Görres nicht selten für wahrhafte, göttliche Wunder an.

Er kam dann auf das Geheimniss der Spiegelung zu sprechen, was er als eines der wichtigsten Geheimnisse bezeichnete. Hiebei verwies er auch auf Helmont, der mit Recht alle Krankheiten von der Phantasei abgeleitet habe. Schliesslich erzählte er uns, wie er einstens in Wien drei Wüthende zu beaufsichtigen (beobachten) gehabt und hiebei die Entdeckung gemacht habe, dass nicht das Wasser die Wasserscheue hervorbringe. Wenn man nemlich das Wasser verfinstere, so verlören sie die Scheue vor demselben. Es sei also, was man Wasserscheu nenne, nicht Wasserscheu, sondern Spiegelscheu. „Mittelst des Spiegels sieht das Gute sein schönes, beglückendes Bild, das Schlimme aber seine zerrüttete, grässliche Gestalt.“

Am 22. April trafen wir unseren theueren Lehrer nicht zu Hause, sondern auf dem Marsfelde herumspazieren. Er ging ganz frisch und munter einher, und sagte uns, dass er hier eben den

Mechanismus und dessen grosse Bedeutung bewundert und dabei überlegt habe, wie überhaupt die Leute nur im Mechanismus parirten, sonst nicht. Nachdem wir mit ihm in seine Wohnung zurückgekehrt waren, war von einem Aufsatz über Döllinger (den Physiologen) in der allgemeinen Zeitung die Rede, in welchem angedeutet sei, dass derselbe seine tiefe Einsicht in den Organismus aus der Philosophie erholt habe. Dem widersprach Baader entschieden und bemerkte, dass Döllingern die tieferen Principien des Denkens gemangelt hätten und er nur auf dem Wege der Erfahrung zu seiner bewunderungswürdigen Erkenntniss des Naturlebens gekommen sei. „Wenn man Döllingern seine Osteologie demonstrieren hörte, so glaubte man unter seinen Händen die Knochen wachsen zu sehen. Man kann ihm geradezu das Verdienst zuschreiben, dass er die Anatomie zur Physiologie gemacht hat. Er hat aber auch schon die tüchtigsten Schüler in der ganzen Welt und einer der besten unter ihnen ist Dr. Förg.“ Hierauf brachte ich Baader auf den Meister Eckart, indem ich erzählte, dass einer meiner Freunde, Dr. Pfeiffer, dessen Werke zu sammeln, und herauszugeben gesonnen sei. Ich meinte, nach dem, was ich von Eckart gelesen, habe Hegel fast alles von ihm entnommen, nur dass er ihn nicht nach seinem wahren Sinn aufgefasst habe. Baader versetzte: „Ich war mit Hegel in Berlin sehr häufig zusammen. Einstens las ich ihm nun auch aus Meister Eckart vor, den er nur dem Namen nach kannte. Er war so begeistert, dass er den folgenden Tag eine ganze Vorlesung über Eckart vor mir hielt und am Ende noch sagte: „Da haben wir es ja, was wir wollen.“ „Ich sage Ihnen, fuhr Baader weiter fort: Eckart wird mit Recht der Meister genannt. Er übertrifft alle Mystiker; doch hat er sich durch seine gewagten unvorsichtigen Ausdrücke insofern geschadet, als er dadurch beinahe überall missverstanden worden. Ich danke Gott, dass er mich in den philosophischen Wirren mit ihm hat bekannt werden lassen. Das hoffärtige, alberne Affengeschrei gegen die Mystik konnte mich nun nicht mehr irre machen; und es ward mir hiemit möglich, auch auf Jacob Böhme zu kommen. Hätte übrigens Eckart zu Böhme's Zeiten gelebt, so hätte er gewiss noch Grösseres geleistet, als er.“

Am 26. April wurde vom dermaligen Stande der Naturwissenschaft gesprochen. Oken's Naturgeschichte, sagte Baader, sei nun vollendet und es sei dieselbe durch den Sammlerfleiss

des Verfassers ein sehr schätzbares Werk. „Wenn nur aber erst, fuhr er fort, der wahre Geist in die Naturwissenschaft kommen wollte! Die Herrn Naturkundigen, sind bisher lauter Anatomen, und wollen mittelst des anatomischen Messers Alles klar machen; was sie auf diese Weise liefern, besteht eben auch nur in lauter Sectionsberichten. Wir werden an Natursammlungen immer reicher, an der Wissenschaft aber immer ärmer. Ich habe einst zu einem Botaniker gesagt, der mir von neu entdeckten Pflanzen erzählte: Das ist nun wieder eine neue Anhäufung der Unwissenheit. Gebt mir statt dieser neuen Pflanzen eine Erklärung, wodurch ich sie verstehen lerne. Was hilft mich das Abschreiben eines Buches, wenn ich es nicht verstehe?“

„In Berlin, sagte Baader am 6. Mai unter anderm, sowie im Norden überhaupt, ist Alles Reflexion. Auch im Laster geht man ganz kalt reflectirend zu Werke, im Süden dagegen feurig, leidenschaftlich. Hier haben die Laster nicht jene Widernatürlichkeit, als dort, obwohl ihre äussere Gestalt oft abschreckender ist.“

„Das göttliche Wort, äusserte er am 13. Mai, ist im Mund und Herzen jedes Menschen, wenn er die Welt des Irdischen in sich schweigen macht. Das ist die Offenbarung, die sich jedem Menschen darbietet.“

„In meiner nächsten Schrift, sagte er ferner, werde ich es auf's Klarste nachweisen, dass auch ohne Lucifer's Fall und ohne den Fall des Menschen der Sohn Gottes doch Mensch geworden wäre. Wäre die Menschwerdung nicht nothwendig gewesen zur Errettung und Erlösung, so hätte sie doch zur Bewährung und Verklärung erfolgen müssen.“

Wiederholt sprach er sich auch dahin aus, dass sein philosophisches System dasjenige sei, was in der hl. Schrift liege. Die einzelnen Lehrsätze aber der Reihe nach durchzuführen habe er sich nicht angelegen sein lassen. Er glaube, dass die Zeit hiefür noch nicht vorhanden sei, sondern ziehe es vor, in Erforschung der Wahrheit selbst unablässig fortzuschreiten, hierin nie stille zu stehen. „Die Begriffe, pflegte er zur Beruhigung für diejenigen zu sagen, welche ein fix und fertig gemachtes System für unerlässlich halten, die Begriffe bilden keine Reihe, sondern einen Kreis, und es ist ganz gleichgiltig, wo man anfängt; nur muss jeder Begriff in's Centrum zurückgeführt werden können.“

Hoffmann, Franz

Biographie Franz von Baaders

Leipzig 1857

Bavar. 1268

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10374647-7